Der Sonntag

Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Sonntag, 10. April 1932.

Der Landler.

Erzählung von **Rudolf Hans Bartsch.**

Es war die Zeit, bevor ich das werdende, das junge, gärende Österreich zu betrachten begann; da suchte ich voll Sehnsucht das alte Österreich, das einstmals war und das verschollene liebliche Wien aus den Tagen des Posthorns.

Ich sammelte Erinnerungen. Aus dieser Sammlung von Bildern und Erinnerungen will ich eine Szene zum besten geben, die sich in einem kleinen Heurigengarten zu Grinzing zugetragen hat.

Es war Frühling. Die kleinen Silberwölkchen aber neckten die junge Sonne alle Augenblicke, hielten ihr verdunkelnd die Augen zu, gaben sie wieder frei, es wechselte innige Aprilbläue mit leisen, ziehenden Schatten, die ganze Welt lag von Blüten zugedeckt, Bienen wühlten, und im Straßengraben rieselte der neuerweckte Bach.

Die Menschen hatten alle zu tun; es war Werktag. Nur ich lag im Sonnenschein: so still wie ein Kater; nein, wie eine Erdscholle, die nach Saat hungert.

Da zerschlug vielfaches Pferdegetrappel die heilige Einsamkeit, und just vor der kleinen Schenke hielt große Gesellschaft. Ein Wagen schüttete sechs Musikanten aus! Gitarre, Harmonika, süßes Hölzel, zwei Geigen und ein Brummbaß. Die seltenste Zusammenstellung, die ich je an Orchestern erlebte. Kaum saß das leichteste Blut von Wien und stimmte all sein Instrument, fuhr schon ein zweiter Wagen vor, voll Jugend, Sang, Juchhe und geschwungenen Stößern. Der erste der hereinkam, hatte ein vergnügt weinrotes Gesicht und einen ringelblumengelben Anzug. Er schaute im Garten umher, gab dem Tisch, den er sich erwählt hatte, einen Freundschaftshieb, entdeckte mich im äußersten Winkel und rief mir zu:

„Was? Fein san ma, Anders tun ma's nöt: Aner allani sechsspänni oder sechse in an Anspanner!"

Noch ein Wagen fuhr vor. Jetzt waren schon dritthalb Dutzend Menschen da, je zwei Kinder auf einen ganzen gerechnet.

„Ja, wo ist denn die Ahndl?"

„Die kummt nach. Die fahrt langsam, daß s' es net zerbeutelt. Seids stad. Hörts es? Da kommen die zwa Schimmerln."

Richtig, noch ein Wagen: Diesmal ein Gummiradler und zweispännig.

„Was gibt's denn?" fragte ich die Hauswirtstochter.

„An alte Großmutter hat ihren Geburtstag", lachte sie, „und den feiern's bei uns herraußen. Die alte Frau wär' seit ihrem dreiundzwanzigsten Jahr net mehr aufs Land kommen, seit dem Achtundvierzigerjahr! Es is ihr die Stadt zuviel ang'wachsen und sie hat die neuchen Straßen net abgehen mögen, weil's zu lang dauert hätt'. Und jetzt haben's halt ihre Enkerln im Wagen außergeführt, damit s' no was Grüns zum Sehen kriegt".

Ich wartete gespannt auf die Urheberin dieser ganzen, famos genährten Menschheit. Ich stellte sie mir wie eine große Bütte vor; sie, aus der die ganze Bescherung gekommen war.

Endlich hielten die Schimmel, und ein paar zärtliche ältere Menschen führten ein kleines, ganz eingehutzeltes Frauchen herein, in einem havannabraunen Seidenkleid, das zu Kaiserin Elisabeths jungen Jahren modern gewesen war, und in drei Jahren, der Farbe nach wenigstens, abermals modern geworden wäre.

Ein zimmerbleiches Gesicht, schwarze, freundlich müde Augen tief im Kopf drinnen, die ängstlich herumforschten, wie ein Kind unter der Dachtraufe beim Wetterregen.

Und die dünnen weißgelben Haare waren rund um das Gesicht in Löckchen gelegt, wie ein alter Schnörkelrahmen. Man sah auf den ersten Blick, daß hier ein achtzigster Geburtstag war . . .

Die Kinder, Enkel und Urenkel umdrängten sie alle; jedes rief sie an, als ob von ihr alle Kraft und aller Segen noch einmal strömen solle; sie aber stand wie ein verdorrtes Greislein und zitterte müde Wünsche auf alle umher: „Gott, Gott sei mit euch, meine lieben Kinder! Setz'n mer uns".

Ja, das war ein erlösendes Wort. Die Ahndl bekam den Ehrenplatz, ein großer Eßkorb wurde ausgepackt, dann brach Gläserklingen los, Tellerklappern, Fraß und Musik.

Die kleine Greisin saß teilnahmslos und nippte vorsichtig den grünlichen Heurigenwein.

Die Musikanten spielten ein beliebtes Brettellied, und eine der Schwiegertöchter sang und tanzte dazu, während sich alles mit vollen Backen freute. Die Alte aber ließ Musik und Mimik, Blütenduft, Sonnenschein und Aprilluft um und über sich ergehen, als verstände sie all das längst nicht mehr. Der Wein erweckte sie nicht, die Geigen erweckten sie nicht, der Frühling erweckte sie nicht. Hohlbrüstig und eingesunken nickte sie vor sich hin und hielt das Weinglas in zitternder Hand.

Wie sah ein Ausflug in den Jahren aus, als sie jung und schön war und Urgroßvater sie ins Grüne begleitete? Damals zog man für die liebe Sonntagsnatur den schönsten Bratenrock an und setzte den tübelhaftesten Zylinder auf, der in ganz Wien zu haben war. Ein Viertelstündchen bei der Josefstadt oder dem Alsergrund nach Währing hinaus, und man war im Grünen.

Ganz verschüttet in Baumlaub, ganz goldgrün in seinem Wiesenreichtum leuchtend, so war das alte Wien. Da war der Gang in das nächste Weindorf ein großer Weg über die freie, wehend grüne Welt, und sehr weit durfte der Gang nicht sein, damit Großvater den jugendschönen blauen Frack nicht verschwitzte.

Nun saß sie schon eine halbe Stunde in demselben Gartengrün, an denselben in die Erde gespießten Rohholztischen und ganz im selben Frühling wie damals und war gänzlich verschreckt und verhutzt. Sie kam sich wie weggehoben und sechzig Jahr zurückgetragen vor. Sogar der Wein war ganz derselbe, ganz derselbe . . .

Und er machte beinahe gerade so jung und warm wie früher.

Sie streckte den Hals weiter aus ihrem braunknitterigen Seidenkleid vor, das von ihr wegstand wie eine Schildkrötenschale. Zum erstenmal seit langer Zeit schaute sie wieder neugierig.

Bloß die verdeizelte Musik war nicht von ihrer jenseitigen, lieben Welt, sonst alles. Denn ihre Leutchen plauschten genau so wie es vor sechzig Jahren Brauch war; man verstand beinahe nichts, es lachte nur der heiße, junge, grüne Wein überlaut.

Wenn drei oder vier Frauenzimmer die Köpfe zu einem lustigen Geheimnis zusammensteckten, und dann hell aufkuderten, so klang es wie das Emporgackern von Hühnern. Es war komplette Natur im Weingärtchen zu Grinzing.

Und da fiel es den Musikanten bei, eine von den ganz altmodischen, lächerlich treuherzigen Herrnväterweisen zu spielen, die man ehedem sehr lieb hatte. Sie wollten die Urgroßahndl damit ein bißchen necken.

„Marandanneri, was is denn dös?" fragten die Kinder umher und horchten.

Da sagte die Alte ganz leise und glücklich:

„A Landler".

„Du, Großmutterl, wie war denn der?"

„Du mei. Der war schon zu meiner Zeit bald aus der Mod'. Nur mir einfachen Leut hab'n no tanzt".

„Ja, aber, wie is er denn gangen? So wie der Walzer"?

„Na, er war . . ., er war so g'wiß 's Ahndl vom Walzer. Ma' hat s' immer nur ganz a wengerl schüchtern z'samm-g'faßt und draht, und nachher hat a jed's wieder allani tanzt oder's andre nur bei die Händ' g'halten. Mehr hätt'n ma uns damals net traut".

Und wahrhaftig die Großmutter stand auf und trat auf den Rasen. Ja, der junge Wein!

„Alsd'n, da is der Großvater g'standen", erklärte sie, und die Musik begann von neuem.

Und die Greisin begann den lieben, scheuen, zärtlichen, koketten Tanz der alten Zeit, der eine ganze Liebesgeschichte erzählte: Angucken, Speanzeln', Werbung, Sprödigkeit, Annäherung — und endlich dann — als ehelich gestattete Erlösung — das umschlingende Miteinander.

Die Alte reichte ihre Fingerspitzen erst weit hinaus in die Luft und warf ein kurzes scheues Augenblinzeln nach Gegenüber. Dann sah sie zu Boden, hob schüchtern den Rock und tanzte ein wenig zurück; im Wegdrehen guckte sie aber doch noch über die Schulter: wo er wäre?

Und es ging wahrhaftig zu, als ob der Urgroßvater zu ihr auf den geliebten Wiesenplan herabträte, jung, lebensfroh und von heller Schönheit, in seinem blauen Frack mit Goldknöpfen. Dem reichte sie die Hand; er ließ den Arm neckend über ihren Kopf gleiten und sie duckte fügsam durch. Auseinander drehten sie; sie trotzte und er trotzte, aber er kam nach, ließ sich von ihr hänseln und sah sie links um Vergebung an, und sah sie rechts an, bis er sie um den Leib nehmen durfte. Dann erst kam der Tanz, aus dem der Walzer entstand, und viermal tanzte ihn die Ahndl allein auf der Wiese herum, sodann war sie sehr schwindlig.

Es gab einen unerhörten Beifall; sie wurde wieder auf ihr Plätzchen geführt, aber die ehedem so schwindenden Augen waren jetzt hellbraun und rund, wie man sie auf den alten Bildern sieht, die so unsterblich frisch zu schauen verstehen, und diese Augen vermochten sich nicht von dem kleinen Wiesenplatze zu trennen, denn dort stand noch immer der Urgroßvater und war höchst schüchtern, denn er durfte sich nicht mit zu den Lebenden setzen.

Langsam entschwand er dann ihren Augen und zog sich immer blasser in den Dunst der sonnbebrüteten Weingärten zurück. Endlich entrann er in den blauen Himmel. Und die Augen der Alten wurden wieder langsam müde, trüb und verkrochen.

„Ja, ja", sagte sie. „Damals haben wir jungen Leut' uns kaum traut, uns an die Fingerspitzen zu nehmen, und haben uns damit alles g'sagt, so spitzig die Alten aufgepaßt haben. Nachher haben's der Lanner und der Strauß schon g'schwinder g'macht, und heut bleibt das Vorspiel, was ja doch das Schönste von allem is, gar ganz weg. Die Leut haben eben keine Zeit mehr.

Jetzt nehmen sie sich gleich in die Arm', und der Luisl hat mir erzählt, daß a Tanz aufkommen is, wo die Weiber glei' die Schuhsohlen herzeigen — und was dran hängt . . Es geht eben heut alles g'schwinder.

Damals hat eben a jedes glaubt, es hat achtzig Jahrln Zeit auf der Welt

Und sie sank zusammen wie ein Häuflein verlöschende Asche und blieb fortan teilnahmslos.

Nur einer, einer blieb jung wie dazumal, als Großvater den schüchtern anfragenden Landler tanzte; der liebe, unsterbliche, grünlichhelle Wein.

Die Welt der Frau.

Die Frau im Sommer ihres Lebens.

Von **Frida Schanz.**

Die Frau von heute hat es gut. Sie darf in Tracht und Aussehen, in Wesen und Gesinnung so viel länger jung bleiben, als die Frau der noch gar nicht so lange verrauschten, hinter uns liegenden Zeitenwellen. Eine verderbliche, ungesunde Gefühlsseligkeit ließ die Frau von vierzig, ja schon von dreißig Jahren mit zehrender Wehmut zurückblicken auf ihren „entschwundenen frühen Lenz", auf die Tage der Sehnsucht, der Ahnungen, des ersten Liebeserlebens, der knospenhaften, zarten Schönheit. Damals, ja damals! In lichten, leichten Gewändern ging man da durch die Welt. Man lebte seine paar Tanzjahre, man hoffte, in allerlei Schranken gebannt, auf das unendliche Liebesglück, das die Ehe bringen sollte. Und war die Ehe da, so schlug sie, oft schon nach wenigen Jahren, in einen merkwürdigen Verzicht um. Frohe, junge Frau sein, gestattete man sich nur gar kurze Zeit; das Sichumgestalten in die gesetzte, ehrpußliche, wenn es ging, sehr elegante, meist aber bürgerlich eintönige Dame konnte dann gar nicht schnell genug vor sich gehen. Mit dem Zauber der Frau war es dann in den meisten Fällen aus, und die Frau war traurig darüber, gefühlsselig traurig, bewußt oder unbewußt. „Eine reife Frau", — das klang nicht nach Lebensjubel und Sommerglück; — darin lag ein Ausschalten, ein herabgesetztes Bedauern: „Die Jugend, die einzig schöne Zeit, ist um". — — —

Wie ist das alles so wundervoll anders geworden! Ein Zauberbann ist gesprengt. Die Frau darf ihre „reifen Jahre" als das betrachten, was sie in Wirklichkeit sind, als des Lebens hohe Zeit, als volle Sonnenzeit, als Sommerglück. Beruf und vielseitige Interessen haben ihr, ob sie verheiratet ist oder nicht, Sicherheit und Würde gegeben. Die Ausbildung und Erhaltung körperlicher Schönheit ist mit der wachsenden Einsicht in die gesundheitlichen Gesetze zum Gebot geworden. Nicht vorgetäuschte Jugend, sondern durch Sport und Gymnastik, durch gesunde Kleidung und praktisch erleichterte, nicht aufreibende Hausarbeit gewahrte, gestählte Jugend, eben reife gesunde Körperjugend machen die Frau für Jahrzehnte länger, als es früher der Fall war, lebenstüchtig und lebensfroh.

Mit Genuß und Bewußtsein ist die Frau von heute „reife Frau". Sie denkt nicht daran, auf den Tanz, der vor Jahrzehnten der Jugend als meist einzige Gelegenheit, einander kennen zu lernen, vorbehalten blieb, zu verzichten. Sie übt, sie liebt den Tanz, nicht als Tanz der Matrone, den würdevollen, gravitätischen Tanz, wie ihn unsere würdigen Urgroßmütter bei festlichen Gelegenheiten, Kindtaufen und Hochzeiten, an der Hand ihrer Kavaliere als Ehrentanz tanzten, sondern als gesunde, frische, flotte Bewegung. Die Mütter wollen eben so gut und schön tanzen wie ihre Töchter, und die Tochter, deren Tanzlust mit Heiratenwollen nichts mehr oder nur selten etwas zu tun hat, sieht darin keine Konkurrenz. Die jugendliche Mutter ist ihre Freundin, wie am Tanz nimmt sie wohl auch am Sport, am Wandern und vor allem am Studium der Tochter teil. Die Tochter ist stolz, daß Mutter so hübsch aussieht, so jung! „Mutti sieht fast genau so aus wie ich," sagte mir neulich eine junge Studentin mit freudigem Gesicht. Sie führte mir dann bei nächster Gelegenheit ihre mit ihr „gleichaltrige" Mutter strahlend zu, und es war wirklich, als träten zwei schöne Schwestern zur Tür herein. Mit dem entzückenden Gefühl: „Wie sind wir doch noch jung!" sitzen reife Frauen in Hörsälen und Vortragssälen; durch Besuch unserer herrlich organisierten hauswirtschaftlichen Ausstellungen suchen sie ihr Hausfrauentum zeitgemäß zugleich zu erleichtern und zu heben; sie wissen Bescheid am Zuschneidetisch, an der Waschmaschine und am neuen elektrischen Koch- und Backherd; sie lesen ihre Zeitung mit großem Verstand, sie sind in Reisebüros zu Haus und wissen im Kursbuch Bescheid.

Wozu denn schwerfällig sein? Die reife Frau im leichten, reizenden, oft selbstgeschneiderten Kleid, mit dem leichten Schritt, den der ausgeschnittene Schuh und der gestraffte Strumpf ihr gibt, mit der bequemen, gepflegten Frisur, dem durch nichts beengten, durch allmorgendliche Turnübungen biegsam erhaltenen Körper hat dazu keinen Grund und kein Talent. Sie ist die Kameradin des Mannes, der Töchter, der Söhne. Sie weiß in den Büchern, die die Menschheit beschäftigen und die den Unterhaltungsstoff der Jugend bilden, Bescheid.

Und vor allem: die Frau, die sich früher angealtert, abgehetzt, verblüht, uninteressant vorkam, ist heute froh. Und wenn sie es nicht ist, möchten diese Zeilen es ihr sagen: Ihr habt es heutzutage gut, ihr Frauen im Sommer des Lebens! Genießt eure schönen Jahre, seid euch eures Glücks bewußt! Ob ihr Hausfrauen seid, Lehrerinnen, Medizinerinnen, Angestellte irgendwelcher Art, ihr habt unendliche Vorteile gegen die Frauen früherer Jahre. Nicht mit Schrecken braucht ihr an nahes frühes Altern zu denken. Die Grenze ist unendlich weit hinausgerückt gegen früher; und für manche, sogar manche ganz alte, ist sie überhaupt nicht da.

Daß gesundheitliche Krisen der Spannkraft der Frauen einmal Einhalt gebieten, wissen wir alle. Aber die gestählte Frau kommt auch über diese hinweg; und die Frauen im Sommer des Lebens brauchen daran noch nicht zu denken.

Es ist vielleicht die schönste Zeit eures Lebens.

„Jetzt noch, mein Kindlein, ist goldene Zeit," dürft ihr zu euerer Seele sagen. Darum lebt sie mit Dank und Glück!

„Später, ach später, ist's nimmer wie heut!" — Das wird vielleicht auch einmal aus eurer Seele aufklingen. Aber heute ist heut! — Des Lebens Mitte ist Erfüllung, ist eine köstliche Zeitspanne. Nicht nur in der Erinnerung soll euch das dereinst so scheinen, sondern heute, im Augenblick, wo ihr sie durchschreitet.

Lerne speisen — ohne zu klagen!

Von **Ewald Dunker.**

Ein bekannter Nervenarzt stellte vor kurzem an viele seiner Patienten die Frage: „Verläuft Ihre Hauptmahlzeit angenehm?" In einer medizinischen Zeitschrift gab er seine Beobachtungen wieder und erklärte, daß die meisten Männer und ein großer Teil der Frauen ihm seine Frage mit „Nein" beantworten müßten. Während der Hauptmahlzeit kommen Rechnungen, und es entstehen Streitigkeiten. Während der Mahlzeit, so meinte ein junger Ehemann, **gibt**

es Erfersuchtsszenen, und eine Frau, die etwa zehn Jahre verheiratet war, zeigte geradezu Furcht vor der Hauptmahlzeit, weil ihr Mann dann Erziehungsfragen praktisch zu lösen beginne, über das Wirtschaftsgeld schelte — kurz, weil er alles, war ihr widerwärtig vorkomme, bei Tisch behandele. Etwa 70 vom Hundert aller Gefragten waren mit der Stimmung während der Hauptmahlzeiten unzufrieden und darauf führte der Nervenarzt einen großen Teil körperlicher und seelischer Erkrankungen zurück. Er ging sogar so weit, zu behaupten, daß alle Mühewaltung und die größte Kochkunst einer guten Hausfrau vergeblich seien, wenn während der Mahlzeit eine Mißstimmung heraufbeschworen, weil Unerfreuliches gesprochen wird. Im Erregungszustand arbeitet das Herz beschleunigt, der Verdauungsapparat wird durch das Herz beeinflußt, die Bekömmlichkeit der Speisen sinkt herab, und da das Hirn, das während des Essens arbeiten muß, dem Magen Blut entzieht, kommen Störungen und Magenverkrampfungen vor. Der Tisch, an dem sich die Familienmitglieder versammeln, muß die Stätte der Erholung sein. Wird sie die des Mißvergnügens, dann sind die Beeinflussungen auf Körper und Geist nachteilig. Der Mann, der während der Mahlzeit keine heitere, freudige Stimmung vorfindet, verliert an Arbeitslust, Selbstbewußtsein. Er leidet sehr bald an Minderwertigkeitsvorstellungen, und sein Gleichgewicht wird erschüttert. Im Vergleich dazu läßt die Freude an der Küche bei der Frau nach und sie, die in allen Teilen der Welt zum Sparen — mithin zum Kombinieren und Erfinden von neuen Gerichten gezwungen wird — kocht mechanisch und sucht, aus begreiflichen Gründen, den Wert durch teurere Nahrungsmittel zu steigern. Kinder sollte man froh und zufrieden essen lassen, und wenn man ihnen — aus erzieherischen Ursachen — Haltung und Mäßigung beibringen muß, dann tue man das mit Nachsicht, Liebe oder man bewahre es für später auf. — Lerne speisen — ohne zu klagen, ist das Leitmotiv eines berühmten Sanatoriums. An den Wänden befinden sich Plakate, auf denen, graphisch dargestellt, Verbote ausgesprochen sind: Wer bei den Mahlzeiten über Vermögensverluste, Gewichtsverlust, Notverordnungen spricht, wird bald ein Schatten seiner selbst sein. Hingegen wird man zu blühender Gesundheit gelangen, wenn man sich Seufzen und Auseinandersetzungen für die Stunde aufbewahrt, die nach der Mahlzeit liegt. Bei einer Zigarre, einer Zigarette verwandelt sich die Niedergeschlagenheit weit leichter in Hoffnungsfreudigkeit. Hoffnungen allein berechtigen uns, noch an unseren Erfolg und Aufstieg zu glauben. Ein einfaches Mahl, das auf jede Delikatesse verzichtet, aber gut zubereitet, in heiterer Stimmung genossen wird, übertrifft an Nährwert die kostspieligen Speisen, falls man sie mit trübem Gesicht und beschwertem Herzen verzehrt. Jeder kann diese Beobachtungen im eigenen Familienkreise machen und feststellen, daß Kartoffelsuppe in zufriedener Stimmung besser bekommt, als ein gespickter Braten, der als Beigabe verärgerte Laune auf den Tisch bringt. Die Aufgabe, das Gespräch in den richtigen Bahnen zu halten und Stimmung herbeizuführen, wird natürlich der Hausfrau zufallen. Arme Hausfrau, denken viele von ihnen, die Sie selbst hart arbeiten und unermüdlich sparen müssen! Alles, was schwierig ist, gehört in das Gebiet der Hausfrau. Aber man hat das Zutrauen, daß sie — die gütige, selbstvergessene Frau — auch hier den rechten Weg finden wird. Ihr allein ist es gegeben, eine Spitze, eine Schärfe in das Liebenswürdige umzubiegen und einer beginnenden Tragödie den humoristischen Schluß zu verleihen. Sie braucht nur an das alte und bekannte Volkswort zu denken, das behauptet:

„Ein frohes Gesicht —
Das beste Gericht!"

Gibt es noch „gute Hausfrauen"?

Zur Wandlung des Hausfrauenideals.

Wenn man früher von einer Frau sagte „sie ist eine gute Hausfrau", so bedeutete das restloses Aufgehen im häuslichen Pflichtenkreis. Die ehemalige gute Hausfrau war sich dessen bewußt, daß sie den Platz, auf den das Schicksal sie stellte, ausfüllen müsse, ohne die Augen über den kleinen Kreis, in dem sie schaffte und wirkte, hinausschweifen zu lassen. Und so war ihr Leben erfüllt von den täglichen kleinen und großen Sorgen des täglichen Lebens. War der Geldbeutel schmal, hieß es jeden Groschen dreimal umwenden, ehe man ihn ausgab. Küchenzettel, Großreinemachen, Sorgen um die Kinder, Krankheiten und große Wäsche, das alles wechselte miteinander ab im ewigen Gleichmaß. Und wenn die Frau allen diesen Pflichten gerecht wurde, wenn sie in ermüdendem Einerlei widerspruchslos ihre Tage verbrachte, so sagte man anerkennend von ihr: „Eine gute Hausfrau!"

Dies Bild sieht heute anders aus. Denn die moderne Hausfrau gibt sich längst nicht mehr mit der passiven Rolle vergangener Frauengenerationen zufrieden. Das Wort „eine gute Hausfrau" hat heute fast einen verächtlichen Beigeschmack, weil man eben immer dabei an das Vorbild früherer Zeiten denkt, das neben der unbestrittenen Tüchtigkeit auch eine nicht unerhebliche Portion von Langweiligkeit und geistiger Trägheit in sich schloß. Heute will die Hausfrau teilnehmen nicht nur am Ganzen der Haushaltsführung, das heißt einen Überblick haben über das gesamte Einkommen der Familie und mitbestimmen über dessen Verwendung, sie will darüber hinaus teilnehmen an allen Fragen des öffentlichen Lebens, sich um Politik und Wirtschaftsleben kümmern. Darum ist es heute dem Manne fast peinlich, wenn er von seiner Frau nichts zu sagen weiß, als daß sie eine gute Hausfrau sei. Denn der Mann will stolz sein können auf seine Frau, und darum will er, daß sie nicht zurücksteht hinter dem geistigen Niveau ihrer Zeit.

Die Forderung, eine gute Hausfrau zu sein, hat selbstverständlich ihre Geltung behalten. Aber es wird ihr nicht mehr der ausschließliche Wert beigemessen wie in früheren Zeiten. Die hausfraulichen Fähigkeiten werden heute als Selbstverständlichkeit vorausgesetzt. Und gerade in wirtschaftlich so schweren Zeiten wie wir sie jetzt erleben, erweist sich ihr Vorhandensein als besonders wichtig. Aber die Frau hat noch eine andere, wichtigere Mission in unserer Zeit zu erfüllen: Trägerin des geistigen Fortschritts der Frauen zu sein und den Beweis zu erbringen, daß sie der staatsbürgerlichen Rechte, die große Frauenführerinnen für sie erkämpfen, würdig ist.

Als um die Jahrhundertwende manche Frauen begannen sich über ihren hausfraulichen Pflichtenkreis hinaus um Dinge der Außen- und Innenpolitik wie des Wirtschaftslebens zu kümmern, haben diejenigen, die an alter Tradition hingen, diese „Marotte" mitleidig belächelt. Und ein Mann, der solch eine fortschrittliche Frau zur Gattin hatte, wurde bespöttelt und bewitzelt. Die Witzblätter machten sich ein besonderes Vergnügen daraus, die bedauerliche Lage eines solchen Ehemannes zu schildern: die Gattin, die in Versammlungen Reden schwingt, während daheim der Ehemann die Kinder versorgen muß, das Mittagessen anbrennt und alles drunter und drüber geht.

Vielleicht haben die Witzblätter nicht einmal so ganz unrecht gehabt. Vielleicht hat es tatsächlich Frauen gegeben, die über ihren fortschrittlichen Bestrebungen den eigenen Haushalt vernachlässigten und die Familie verkommen ließen. Aber das sind gewiß Ausnahmen gewesen oder wenigstens extreme Begleiterscheinungen, wie sie oftmals eine neue Geistesrichtung mit sich zu bringen pflegt. . . .

Die moderne Hausfrau versteht es, ihre hausfraulichen Pflichten mit ihren geistigen und staatsbürgerlichen Interessen in Einklang zu bringen. Dadurch, daß sie aktiv teilnimmt am außen- und innenpolitischen Geschehen, ist ihr Wirkungskreis unabsehbar erweitert worden. Ja, sie nimmt indirekt Einfluß auf das Weltgeschehen. Die große Beteiligung der Frauen anläßlich der letzten Wahlen hat wiederum bewiesen, daß heute die Frauen mit ganz wenigen Ausnahmen zu einer Einstellung zum öffentlichen Leben gelangt sind, die himmelhoch steht über der Teilnahmslosigkeit vergangener Frauengenerationen.

Gisela Dahlen.

Für das Frühjahr.

Originalzeichnung für das „Wiesbadener Tagblatt".



1. Lose gewebte Wollbluse in leuchtendem Rot, mit schwarzen und grauen Fleckchen bestickt. Ein kleiner Schal kann am Ausschnitt getragen werden. Dazu grauer, leichter Wollrock mit eingenähten Taschen und eine graue Jacke mit breitem Revers.
2. Blauweiße Bluse aus leichtem Seidenflanell mit kleinen Puffärmelchen. Dazu dunkelgrauer Flanellrock mit schwarzem Lackgürtel und einer doppelreihigen grauen Jacke. Auf dem Rock große aufgesteppte Taschen.

Nicht jede Frau . . .

Nicht jede Frau — die große Kosten verursacht, ist deshalb auch eine wertvolle Frau!

Nicht jede Frau — die glücklich sein möchte, versteht es darum auch, glücklich zu machen!

Nicht jede Frau — die Kinder besitzt, ist deshalb auch eine echte Mutter!

Nicht jede Frau — die älter wird, wird darum auch reifer!

Nicht jede Frau — die andauernd redet, hat darum auch etwas zu sagen!

Nicht jede Frau — die viel für ihre Kleidung ausgibt, ist deshalb auch gut gekleidet!

Nicht jede Frau — um die einem ein Mann beneidet, macht einem das Leben darum beneidenswert!

Nicht jede Frau — die viel bedeuten möchte, ist deshalb auch bedeutend!

Nicht jede Frau — für die sich der Mann opfern möchte, ist dieses Opfer wert!

Nicht jede Frau — die für das Glück geschaffen schien, ist darum auch dem Glück im Leben begegnet!

Nicht jede Frau — die altert, versteht es deshalb auch in der rechten Weise alt zu werden!

J. Adams.

Erprobt und bewährt!

Samtkleidungsstücke werden, in Kartoffelwasser gewaschen, besonders schön. Etwa 3 Pfund geschälte, rohe Kartoffeln reibt man in 8—10 Liter kaltes Wasser.

Emaillierte Wasserkessel und Kochgeschirre setzen meist schon nach kurzer Zeit den gelben Kesselstein an. Gießt man etwas reine Salzsäure in das Gefäß, so wird derselbe sofort zersetzt und kann durch gründliches Nachspülen mit klarem Wasser vollkommen entfernt werden.

Sengflecke, die beim Plätten nur allzu schnell entstehen, verschwinden ebenso schnell, wenn man sie mit reinem Zwiebelsaft tüchtig einreibt und dann sorgfältig mit kaltem Wasser nachwäscht.

Starke Blutungen bei Verletzungen stillt man überraschend schnell, wenn man Watte in heißes Wasser taucht und auf die Wunde legt.

Tintenflecke in bunten Stoffen lassen sich mit saurer Milch und Walkerde leicht entfernen. Jedoch muß, wenn der Fleck entfernt ist, die Milch gut aus dem Stoff ausgewaschen werden.

Schmutzige Glaskrüge oder Karaffen werden wieder blank, wenn man durchgesiebte Teeblätter hineintut und dann halb warmes Wasser, halb Essig daraufgießt. Nach einigen Stunden wird dann mit kaltem, klarem Wasser ausgespült.

Der Jugendfreund.

GROSSER JUBEL: Die Braut kommt

Die braunen Kinder vor den Zelten der Beduinen lassen Spiele Spiele sein und laufen jauchzend und Hände patschend herbei. Das ist ein großer Augenblick! Über den glühendheißen Wüstensand zieht eine kleine Karawane daher. Dromedare kommen in wiegendem Trott. An ihren Hälsen baumeln Glöckchen. Das größte und schönste der Tiere ist



Unter Teppichen vergraben, auf dem Rücken eines stattlichen Dromedars, zieht die Araberbraut zu dem Stamm ihres Herrn und Gebieters.

schwer beladen mit einem bunten Tragzelt. Alle Kinder wissen: unter diesem Dach von Teppichen sitzt die Braut, die sich Scheikh Omar von weither geholt hat. Noch sieht man sie nicht. Aber jetzt hält die Karawane. Im Innern des schwankenden Zeltes regt es sich. Nun wird ein Zipfel des Teppichs zurückgeschlagen. Die Braut erscheint. Hellauf jubeln die Kinder. Eine weite Reise hat die Braut hinter sich. Vierzehn Tage lang ging es durch die Wüste. Nun ist sie ganz erschöpft und muß sich von dem Rücken des braven Reittieres herunterheben lassen. Die jungen Mädchen tuscheln sich aufgeregt ihre Meinungen zu.

Ach, sie können die Zeit ja kaum erwarten, bis auch sie einmal das Glück haben werden, als Braut auf einem Dromedar durch die Wüste zu reisen.

Und dann wird bestaunt, was auf den nachfolgenden Dromedaren angekommen ist: Teppiche und Ballen von Stoff, Zeltdecken und Wasserschläuche: der ganze bewegliche Hausrat einer Beduinenfürstin. Es ist das Hochzeitsgeschenk, das der Vater der Braut mitgegeben hat. Und es ist viel, sehr viel. Sie hat einen reichen Vater und einen gütigen dazu, und der Scheikh Omar kann sich freuen, daß er so viel neues Gut zu seiner Habe hinzubekommt. Auch Sklavinnen sind dabei. Schwarze Negermädchen mit blitzendweißen Zähnen. Das alles wird gehörig bewundert und besprochen.

Im Lande des weißen Elefanten, in Siam, gelten dieselben uralten Gesetze, daß die Braut von weither geholt werden muß. Manch armer Hindu spart lange Jahre, um sich für seinen Hochzeitstag eine „Brautkutsche" mieten zu können, wie es sich dort zu Lande geziemt. Da wird nämlich



In Siam ist es höchstes Glück der Braut, auf einem Elefanten in die Heimat des Bräutigams zu reisen.

einem riesigen Elefanten ein überdachter Korb auf den Rücken geschnallt, und dann können Brautpaar und Hochzeitsgäste einsteigen. Das ist sicher schon angenehmer als in dem engen, heißen Zelt auf dem schmalen Rücken eines Dromedars kauern zu müssen.

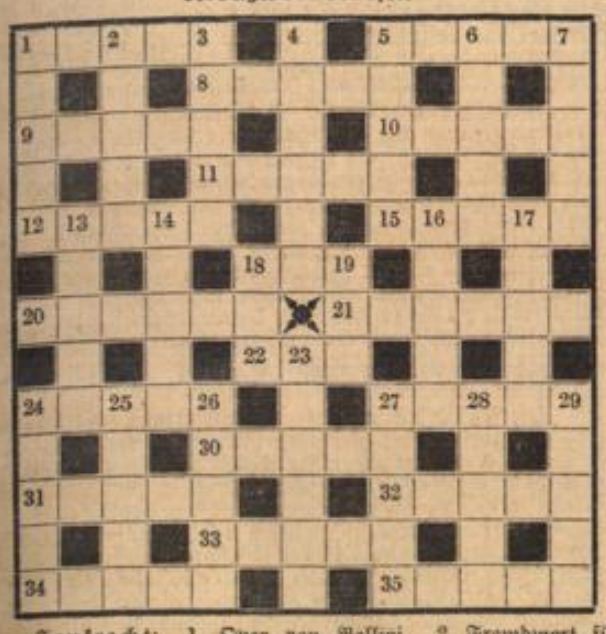
Auf den weiten Pampas in Südamerika kennt man Reisewagen, die auf zwei großen Rädern ruhen. Natürlich sind diese Wagen nicht gefedert, und so wird die arme Braut, wenn sie tagelang fahren muß, ganz schrecklich durchgeschüttelt, denn es geht dabei über Stock und Stein und durch manches tiefe Loch, daß der Wagen in allen Fugen kracht. In Mexiko, das ja heute eine Mischbevölkerung von Spaniern und Indianern bewohnt, haben sich viele spanische Sitten erhalten. Der Bräutigam führt nach der Trauung sein Reitpferd vor, sitzt auf und hebt seine Braut hinter sich auf's Pferd und dann geht's im Trabe heimwärts, wo ein vergnügtes Fest gefeiert wird.



Ein holpriger Wagen auf hohen, quietschenden Rädern — die Brautkutsche der Patagonier.

Rätsel und Spiele.

Kreuzwort-Rätsel.



Senkrecht: 1. Oper von Bellini, 2. Fremdwort für Kleidung, Anzug, 3. Oper von Massenet, 4. Oper von Flotow, 5. indischer Gott, 6. Staat in Nordamerika, 7. Oper von Mozart, 13. schwedische Münze, 14. Schweizer Tal, 16. präpariertes Tierfell, 17. nicht außen, 18. Gewächs, 19. Fruchtbrei, 23. Oper von Thomas, 24. Oper von Herold, 25. Klosterinsassin, 26. Oper von Puccini, 27. Gegner, 28. Rattengift, 29. Berliner Maler u. Zeichner.

Waagerecht: 1. Prophet, 5. geistesschwacher Mensch, 8. blutstillendes Mineral, 9. Edelstein, 10. Metallfaden, 11. Schlangenart, 12. Gerichtspapiere, 15. männlicher Vorname, 18. englischer Männername, 20. Oper von Puccini, 21. Oper von Lortzing, 22. Bad in Nassau, 24. höchster Punkt des Himmels, 27. männlicher Vorname, 30. Trinkgelage, 31. Subtraktionszeichen, 32. Land im Meer, 33. Spaßmacher, 34. Kampfplatz, 35. italienischer Dichter.

Änderungen.

Mit „ä" umgibt es dein Wohnungsheim,
Im „u" liegt manchmal der Todesstein,
Die „e" gibt dem Schicksal ganz andere Art,
Die „i" ist 'ne Blume, buntfarbig und zart.

Füll-Rätsel.

E	g
S	n
T	r
F	r
N	e
F	t
A	t
G	e
K	g
G	r

Die fehlenden Buchstaben sind zu ergänzen, so daß Wörter von folgender Bedeutung entstehen: 1. aufsteigende Wut, 2. gewundene Bergwege, 3. Temperaturmesser, 4. Schreibzubehör, 5. europäischer Staat, 6. Glasermaterial, 7. Soldat, 8. Sicherheitsbehörde, 9. ostdeutsche Universitätsstadt, 10. österreichischer Dichter. Die zur Ergänzung der Wörter benötigten Buchstaben sind:

a, a, a, a, b, b, d, d, d, d, e, e, e, e, e, e, e, e, e, e, g, h, h, i, i, i, i, i, i, i, i, i, k, l, l, l, l, l, l, m, m, m, n, n, n, n, n, n, o, o, p, p, r, r, r, r, r, s, s, s, t, t, t, t, t, t, t, t, u, z.

Silben-Rätsel.

Aus den Silben

ar — ar — ba — ben — de — dei — deln — der — des — des — din — du — e — e — ei — ein — el — en — fer — fern — gin — he — heim — holz — horn — ku — lar — le — li — ling — ly — ma — mo — na — nas — nik — o — ra — ri — rie — ries — rohr — sam — se — se — sie — sit — ster — stre — strut — täu — tich — til — til — un — ve — weiß — wie — zi

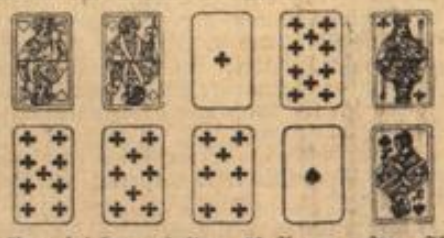
sind 22 Wörter zu bilden, deren erste und dritte Buchstaben, beide von oben nach unten gelesen, ein Wort Goethes ergeben. Die Wörter bedeuten:

1. Frauengestalt aus Shakespeares „Othello", 2. Rattengift, 3. Papagei, 4. Strauch-Gewächs, 5. Sonntag, 6. Entwicklungszustand der Insekten, 7. Stadt in der Rheinpfalz, 8. riesiger Pflanzenfresser, 9. span. u. portug. Provinz, 10. schwedischer Forschungsreisender, 11. Nutzholz, 12. linker Nebenfluß der Saale, 13. Feldherr im 30jährigen Kriege, 14. ältere christliche Sekte, 15. ital. Insel im Mittelmeer, 16. Oper von R. Wagner, 17. Wallfahrtsort in der Schweiz, 18. Zauberwort aus „1001 Nacht", 19. wichtiger Nährstoff, 20. edelste deutsche Weintraube, 21. optisches Instrument, 22. Truppengattung.

1. _____
2. _____
3. _____
4. _____
5. _____
6. _____
7. _____
8. _____
9. _____
10. _____
11. _____
12. _____
13. _____
14. _____
15. _____
16. _____
17. _____
18. _____
19. _____
20. _____
21. _____
22. _____

Skat-Aufgabe.

Spieler sitzt Mittelhand. Er spielt Kreuz ohne 2 auf folgende Karten und verliert das Spiel.



Die Gegenspieler erhalten 61 Augen. Im Skat liegen Herz-10 und -König. Wie war das Spiel?

(Eingesandt von Walter Schuck, Skatklub Eintracht, Wiesbaden.)

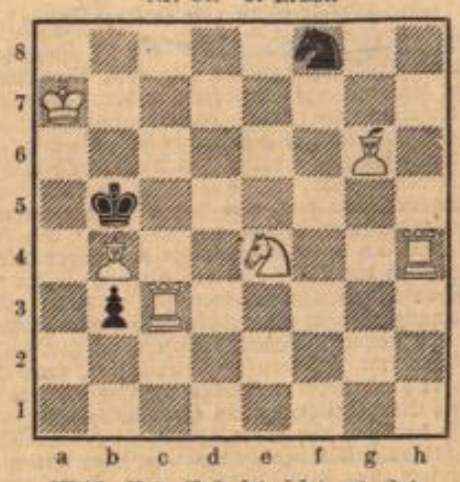
Auflösungen aus voriger Nummer.

Kreuzwort-Rätsel: Von oben nach unten: 1. Grad, 2. Ulme, 3. Golf, 4. Loge, 5. Bol, 7. Beg, 8. Gerok, 9. Ruhla, 10. Notte, 15. Don, 16. Emil, 17. Anis, 18. Kid, 20. Plus, 21. Glas. Von links nach rechts: 3. Groll, 5. Boa, 6. Mob, 8. Goldregen, 11. Elf, 12. Ego, 13. Uhr, 14. Ode, 17. Alt, 19. Kompagnie, 22. Nil, 23. Lid, 24. Lukas. — **Bilder-Rätsel:** Leichter läßt sich eine blühende Kohle auf der Zunge halten als ein Geheimnis. — **Doppelsinnig:** ehe, Ehe. — **Silben-Rätsel:** 1. Agathe, 2. Norden, 3. Darius, 4. Elefant, 5. rosa, 6. Neptun, 7. Zelluloid, 8. Uhrmacher, 9. Hyazinthe, 10. Eigennutz, 11. Lenau, 12. Fallreep, 13. Euterpe, 14. Nurmi, 15. Beethoven, 16. Rigi, 17. Insterburg, 18. Note, 19. Garten, 20. Trockhäus, 21. Vorbau, 22. Esche, 23. Rotdorn, 24. Dortmund, 25. Ironie. Andern zu helfen bringt Verdienst, andre zu peinigen Sünde. — **Verwandlung:** Göttin, Gattin.

Schach-Spalte.

Bearbeitet von Gustav Mohr.

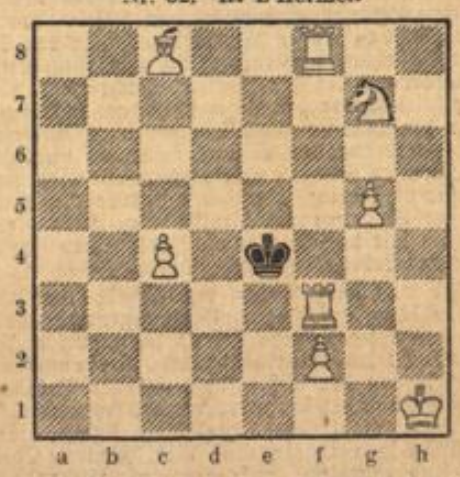
Nr. 31. J. Ernst.



Weiß: Ka7, Tc3, h4, Lb4, g6, Se4.
Schwarz: Kb5, Sf8, Bb3.

Matt in 2 Zügen.

Nr. 32. R. L'Hermet.



Weiß: Kh1, Tf3, f8, Lc8, Sg7, Bc4, f2, g5.
Schwarz: Ke4.

Matt in 2 Zügen.

Jeder Spieler kann nur abwechslungsweise einen Zug machen, und zwar nur mit einer allerdings beliebigen Figur. Bedingung ist dann aber, daß sie überhaupt ziehen kann, also nicht verstellt oder sonst absolut gelähmt (gefesselt) ist. Weitere Bedingung ist, daß nicht der König im Angriff steht. Der Zug ist der Zeitmoment im Schach — das Zeitmaß, das Tempo, die Gelegenheit zu handeln. Jeder Zug heißt daher auch Tempo. Tempo ist die gesetzliche Erlaubnis, durch eine Bewegung einer Figur etwas zur Erreichung des letzten Zieles, den König zu erobern, direkt oder indirekt beizutragen. Mißbraucht der Spieler diese Erlaubnis und macht er einen gleichgültigen, nutzlosen, widersinnigen Zug, so verliert er ein Tempo, einen Zug, eine Gelegenheit zu handeln. Zwingt er den Gegner zu einer solchen Mißbewegung, einen so sinnlos schwachen Zug, so gewinnt er ein Tempo, hat einen Vorsprung errungen. Jeder Zug muß daher eine ausgesprochene Tendenz haben. Er muß eine Arbeit leisten, soll er tauchen, sonst ist er schwach und schlecht. Ein besonderes Gesetz, das Zugzwangsgesetz, lautet: Ein Zug muß gemacht werden, wenn die Reihe an dem Spieler ist. Dieses Gesetz erleidet nur eine Ausnahme bei der Kollision mit dem zweiten absoluten Schachgesetz, dem Schachzwangsgesetz. Dieses befiehlt, den angegriffenen König auf alle Fälle zu schützen und läßt keinen Zug gelten, der dies nicht versucht. Tritt nun der Fall ein, daß der König unrettbar verloren, nicht gerettet werden kann, und doch ein anderer Zug möglich ist, so ist ein unlösbarer Widerspruch gegeben. Die Partie wird dann dem Angreifer als gewonnen angeschrieben, man sagt: Der feindliche König ist mattgesetzt.

Partie Nr. 17. Gespielt im Winterturnier der Berliner Schachgesellschaft 1932.

Weiß: Moser, Schwarz: Rabinowisch.

1. e4—e5, 2. Sf3—d5. Verwirrungstaktik. Der Zug ist spielbar, wenigstens gibt es keine direkte Widerlegung. 3. e×d5—e4, 4. e2—Sf6. Schärfer ist De7, denn Weiß könnte jetzt d3 antworten. 5. Sc3—Le7. Gibt einen zweiten Bauern für Angriffschancen. 6. S×e4—0-0. Sicherer d3. Weiß klammert sich in der Folge so lange an seine beiden Mehrbauern, bis er matt wird. 7. S×f6+, sicherer d3. 7. . . . L×f6, 8. Dc4—Te8+, 9. Le2—b5!, 10. Dd3—b4!, 11. c4—De7, 12. De3—Dd7, 13. Db3—c6, 14. d×c6. Treibt die schwarze Entwicklung machtvoll vorwärts. Er sollte d3 versuchen, um mittels baldigem Le3 endlich zur Rochade zu kommen. 14. . . . S×c6, 15. d3—a5!, 16. Dd1—De7, 17. Tb1—a4, 18. Le3—a3, 19. b×a3—Lc3+, 20. Sd2. Etwas besser war sofortiges Kf1. 20. . . . f5. Schwarz versteht es immer wieder den Gegner durch unerwartete Bauernvorstöße zu beunruhigen. 21. Kf1—Ta3, 22. Lf3—Se5, 23. Ld5+—Kh8, 24. Dc2—Sg4, 25. Te1. Was sonst. 25. . . . f4, 26. h3—f×e3, 27. h×g4—T×a2! Ein hübscher Schluß. Das Turmopfer lenkt die Dame von dem Felde d1 ab. 28. D×a2—e×d2. Weiß gibt auf, da er nach T×e7—d1 D+ matt wird und auch Th7+—K×h7 Le4+ an D×e4! scheitert.

Lösungen: Nr. 19. 1. Th4—c3, 2. Kg4. **Nr. 20.** 1. Tg3—D×g3, 2. Tf4. Angegeben von Ludw. Nickel, Ingenieur Schmitt, Wilh. Biebeler, Felix Bott und Paul Buerke.

Lustige Ecke.



Erklärlich.

„Was grinst Ihr denn, Ihr Lümmels? Ich kann hier nichts Komisches sehen."

„Nein, Onkel, Du kannst natürlich nicht sehen, daß Du auf meiner Erdbeertorte sitzt."

Der Schotte im Blumenladen.

„Ich möchte drei Nelken haben!"
„Sehr gern — wünschen Sie eine starkduftende Sorte?"
„Sind die teurer als andere?"
„Ja, allerdings!"
„Dann geben Sie mir lieber die anderen — meine Frau hat nämlich einen Schnupfen!" (Pages Gaies).

Mit einer Ausnahme.

„Sagen Sie mal, Herr Tischbein, hat denn eigentlich Ihre Frau immer das letzte Wort?"

„Oh, das kann ich nicht behaupten — manchmal schläft sie abends früher ein als ich!" (Berlingske Tidende).



Phantasie.

Der Ansager: „Liebe Hörerinnen und Hörer! Hier am Mitrophon stehen in ihren schneidigen Uniformen vier feurige Wolga-Kosaken, die jetzt einige Lieder ihrer schönen Heimat zum Vortrag bringen werden."

Klassische Bildung.

„Dieses Fräulein Altendorf muß doch viel älter sein, als sie zugibt!"

„Woraus schließt Du denn das?"

„Ich habe sie neulich gefragt, ob sie Äsops Fabeln schon kenne, und da gab sie mir zur Antwort, daß sie sie gleich nach Erscheinen gelesen habe!" (Passing Show).

Das größte Lob.

„Hier bringe ich die neuen Schuhe für die Polar-Expedition!" sagte der Schuhmacher zu dem Polarforscher. „Sind Sie denn mit den letzten zufrieden gewesen?"

„Außerordentlich, mein Lieber! Es waren die besten Schuhe, die ich je auf einer Expedition gegessen habe!" (Vart Hem.)

Hygiene und Heilkunde.

Krankheit und Kultur.

Seit wann gibt es Krankheiten? Der „Krankheitsstil" der verschiedenen Kultur-Epochen.

Wie alt ist die Krankheit? Ist sie vielleicht nur eine Degenerationserscheinung der alternden Menschheit, die sich in ihrer Entwicklung allzuweit von der Natur, vom primitiven ungekünstelten Leben entfernt hat? Ist es wirklich wahr, daß die Primitiven gesünder sind, als wir? Nun — es sprechen alle Anzeichen dafür, daß die Krankheit so alt ist wie das Leben überhaupt, daß sie den Menschen der Vorzeit genau so wenig verschont hat, wie heute. Die Knochenfunde bei Ausgrabungen usw. zeigen uns deutlich die krankhaften Entartungen an den Skeletten der damaligen Menschen und überdies auch der Tiere aus den ältesten Zeiten — auch die ägyptischen Mumien, bei denen sich ja durch mikroskopische Untersuchungen sogar über die Weichteile und ihre Erkrankungen nähere Feststellungen ermöglichen lassen, weisen die Spuren sehr „moderner" Krankheiten, etwa der Tuberkulose, der Rachitis, der Kinderlähmung usw. auf.

Diese Krankheiten hat es also 3000 Jahre vor Christus genau so gegeben, wie heute!

Die Krankheit als solche muß also schon immer vorhanden gewesen sein, uns interessiert nun die Frage, wie die Auswirkungen der menschlichen Kultur auf die Krankheiten gewesen sind. Diese Auswirkungen erstrecken sich in doppelter Richtung: schädigend in bezug auf den Gesundheitszustand der Menschen einerseits und nützlich, also krankheitshemmend, andererseits. Selbstverständlich hat die immer weitergehende Entfernung des Menschen von den ursprünglichen, natürlichen Lebensbedingungen, vor allem aber die Zusammendrängung großer Menschenmassen in den Städten, in mancher Beziehung außerordentlich ungünstig gewirkt. Das Zustandekommen der furchtbaren Seuchen des Mittelalters zum Beispiel wurde durch die schlechten sanitären Verhältnissen in den Städten und die gegenseitige Infektion der eng beieinander wohnenden Städter besonders begünstigt. Derartigen Seuchen sind wir erfreulicherweise nicht mehr ausgesetzt, dafür aber bringt die moderne Arbeit in den Fabriken, ungünstige Wohnungsverhältnisse usw. wieder andere Gefahren, die mit den besonderen Bedingtheiten unseres „unnatürlichen" Lebens zusammenhängen.

Wägt man aber Nutzen und Schaden der menschlichen Kultur in bezug auf die Krankheit gegeneinander ab, so ergibt sich doch ein ganz erhebliches Plus zugunsten der Kultur. Dieses Plus wird verursacht durch die ungeheuren Fortschritte, die von der Wissenschaft bei der Bekämpfung von Krankheiten und bei der Vorbeugung, Hygiene usw. gemacht worden sind. Zahlreiche Krankheiten sind auf diese Weise fast vollständig verschwunden: Pest, Pocken, Cholera usw. Andere sind erheblich zurückgegangen, wieder andere sind heute heilbar, während sie früher in allen Fällen tödlich verliefen. Es gibt in diesem Zusammenhang zwei Zahlen, die stärker als alles andere den rapiden Fortschritt der Krankheitsbekämpfung dartun können: Seit dem Jahre 1870 bis zum Jahre 1925 ist die durchschnittliche Dauer eines Menschenlebens von 35 auf 57 Jahre gestiegen! Die heutigen Menschen leben also im Durchschnitt wesentlich länger als die früheren Generationen und es besteht alle Aussicht, daß diese Entwicklung noch weiter gehen wird.

Läßt sich also eine außerordentliche starke Einwirkung der Kultur auf die Krankheit feststellen, so ist andererseits auch der umgekehrte Vorgang häufig zu beobachten. Man braucht z. B. nur an die Malaria in der römischen Campagna zu denken. Die Geschichte der Campagna ist ja bekanntlich außerordentlich wechselnd, Perioden dichter Besiedlung und hoher Kultur wechseln mit Zeiten völliger Leere ab, in denen die früher so fruchtbaren Gefilde der Campagne zur Wüste wurden. Schuld daran ist lediglich die Malaria, die in einem merkwürdigen Rhythmus auftritt; jahrhundertelang nimmt ihre Ausbreitung ständig ab, erreicht einen Tiefpunkt, in dem kaum mehr Malariafälle in dieser Gegend vorkommen — und dann steigt die Kurve der Erkrankungen langsam wieder an und vertreibt wieder alles Leben aus den fieberverseuchten Distrikten, bis wieder die entgegengesetzte Entwicklung beginnt.

Stellt man die Frage, welche Krankheiten in den bisherigen Epochen der Menschheit besonders dominierend gewesen sind, welche also sozusagen typisch für die jeweilige Zeit waren, so ergibt sich eine recht überraschende Antwort. Der Direktor des Leipziger Instituts für Geschichte der Medizin, Prof. H. Sigeritt, hat nämlich neuerdings darauf hingewiesen, daß sich sehr eigenartige Parallele — Erscheinungen zwischen den Krankheiten und dem Geist, dem Stil dieser Epochen feststellen lassen: so wurde z. B. das durchaus kollektivistische Mittelalter auch beherrscht von Massenkrankheiten, der Pest, dem Aussatz usw. Mit dem Aufkommen der Renaissance, also einer individualistischen Epoche, treten die bisher dominierenden Massenkrankheiten zurück, und in den Vordergrund tritt eine Krankheit, die durchaus „persönlich" individuell erworben wird, die Syphilis. Heute, wo die Macht des Individualismus gebrochen scheint, gilt das gleiche auch für die Syphilis, die im ständigen Abnehmen begriffen ist. Eine typische Krankheit der Romantik ist wiederum die Bleichsucht, an der noch unsere Mütter vielfach litten und die heute bei den jungen durch und durch unromantischen Mädchen fast völlig verschwunden ist. Dagegen bringt die allgemeine Beschleunigung des Lebenstempos unserer Zeit eine Zunahme der Nervosität und Hysterie, der Neurosen usw. mit sich.

Es wäre natürlich völlig verfehlt, die beiden Erscheinungen — Kulturepoche und dominierende Krankheit — in ein direktes Ursache-Wirkungs-Verhältnis zu setzen. So einfach liegen die Dinge bestimmt nicht. Wohl aber könnte man sagen, daß die stilbildenden Kräfte einer Epoche derart stark sind, daß sie bis in eine scheinbar so abliegende Erscheinung wie die Krankheit sich auswirken, daß es also auch in dieser Beziehung der Geist ist, „der sich den Körper baut".

Dr. H. Walter.

Aerztliches Berufsgeheimnis und Auskunftsrecht Dritter.

Es ist eine bekannte Tatsache, daß das Vertrauen eines Kranken zu seinem Arzt mit eine der wichtigsten Vorbedingungen für erfolgreiche Behandlung bedeutet. Dieses Vertrauen beruht nicht zuletzt darauf, daß der Patient die unbedingte Gewißheit hat, er brauche eine Indiskretion nicht zu befürchten, wenn er sich dem Arzt rücksichtslos offenbart. Das ärztliche Berufsgeheimnis ist der Träger des zwischen Arzt und Patienten bestehenden Vertrauensverhältnisses.

Zu dieser Verschwiegenheit wird der Arzt nicht nur durch persönlichen Takt und Standesauffassung verpflichtet. Er kann im gegenteiligen Fall sogar strafrechtlich verfolgt werden. Nach geltendem Recht werden der Arzt und seine Gehilfen bestraft, wenn sie unbefugt Privatgeheimnisse offenbaren, die ihnen kraft ihres Standes, Berufes oder Gewerbes anvertraut sind, falls ein dahingehender frist- und formgerechter Antrag vorliegt.

Die Geheimhaltungspflicht ist aber nicht absolut. Der Arzt ist nicht zu unbedingter Verschwiegenheit verpflichtet. Das ergibt sich daraus, daß nur der unbefugte Geheimnisbruch strafbar ist. Unbefugt ist die Verletzung des Berufsgeheimnisses, abgesehen von dem Fall der Einwilligung dessen, der das Geheimnis anvertraut hat, zunächst dann nicht, wenn es das Gesetz ausdrücklich verlangt. Derartige Fälle finden sich z. B. im Strafgesetzbuch selbst, im Reichsgesetz über die Bekämpfung gemeingefährlicher Krankheiten, im preußischen Gesetz bei der Bekämpfung übertragbarer Krankheiten sowie im Gesetz zur Bekämpfung der Tuberkulose. Von besonderer Wichtigkeit ist noch das Gesetz zur Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten. Nach ihm ist die Offenbarung dann nicht unbefugt, wenn sie von einem in der Gesundheitsbehörde oder in einer Beratungsstelle tätigen Arzt oder mit Zustimmung eines solchen Arztes an eine Behörde oder eine Person gemacht wird, die ein berechtigtes Interesse daran hat, über die Geschlechtskrankheit des anderen aufgeklärt zu werden.

Abgesehen von diesen durch die Gesetze geregelten Fällen bleibt aber noch eine große Reihe übrig, bei der man es trotz des Fehlens einer positiven gesetzlichen Bestimmung billigt, wenn der Arzt sein Berufsgeheimnis offenbart. Man denke etwa daran, daß ein Arzt bei einem Patienten beginnende Geisteskrankheit feststellt. Darf er nun unter keinen Umständen den Eltern oder der Verlobten seines Patienten weder von sich aus noch auf eine Anfrage hin Mitteilung machen?

Man ist sich heute in Wissenschaft und Praxis so gut wie einig, daß es Fälle gibt, die nicht anders zu lösen sind als durch eine Abwägung der in Widerstreit tretenden Pflichten. Denn wie es Rechtspflichten gibt, die einer Verschwiegenheitspflicht vorgehen können, so sind auch höhere sittliche Pflichten anzuerkennen, vor denen die Verpflichtung zur Wahrung des Berufsgeheimnisses zurücktreten muß. Der Entwurf zu einem neuen deutschen Strafgesetzbuch trägt dieser Erwägung auch Rechnung, indem er den Arzt dann für straffrei erklärt, wenn er ein ihm anvertrautes oder zugänglich gewordenes Geheimnis zur Wahrung des berechtigten öffentlichen oder privaten Interesses offenbart, das nicht auf andere Weise gewahrt werden kann. Voraussetzung ist hierbei aber, daß das gefährdete Interesse überwiegt. Denn die Wahrung des Berufsgeheimnisses hat stets die Regel zu bleiben. Man darf das Interesse des Patienten an der Geheimhaltung nicht völlig hintansetzen. Insbesondere ist mit aller Entschiedenheit zu betonen, daß die Eltern oder der Ehegatte allein aus ihrer nahen Beziehung zum Kranken kein Auskunftsrecht herleiten können. Der Arzt hat jeden einzelnen Fall sorgfältig zu prüfen und die kollidierenden Pflichten gegeneinander abzuwägen.

Dr. G. P.

Gesundheitspflege im April

„April, April, der weiß nicht, was er will!" Diese sprichwörtlichen Wetterlaunen des April machen es uns Menschen oft recht schwer, uns unsere Gesundheit zu erhalten. Daher sind gerade für den April ein paar ärztliche Ratschläge besonders am Platze.

Da im April bald die Sonne scheint, bald aber Regen, Wind und bisweilen sogar Schnee uns das Dasein ungemütlich machen, stehen die Erkältungskrankheiten, Husten, Schnupfen und Katarrhe in voller Blüte. Diese Erkrankungen werden sowohl außerhalb, wie auch innerhalb unserer vier Wände erworben.

Erstes Gebot fürsorglicher Gesundheitspflege ist es daher, im April nicht zu früh mit dem Heizen der Wohn- und Arbeitsräume aufzuhören. Nicht das Wetter oder das Kalenderdatum, sondern vielmehr das Zimmerthermometer, das nirgends fehlen sollte, muß hierfür maßgebend sein.

Weiterhin bedarf die Fußbekleidung besonders bei unseren Frauen und Mädchen einer sorgfältigen Anpassung an die Wetterlage. Es mag ja bis zu einem gewissen Grade zu verstehen sein, daß ein junges Mädchen z. B. die neue Bluse, die vielleicht der Osterhase gebracht hat, spazieren führen will, aber wenn man zu diesem Zwecke den wärmenden Mantel zu Hause läßt, muß man die kleine Eitelkeit dann nicht selten mit mehr oder minder schwerer Erkältung oder gar längerem Krankenlager büßen. Vor allem lasse man die winterliche Unterwäsche nicht zu früh fort. Davor sollten sich im Interesse ihrer Gesundheit besonders ältere Leute und solche, die zu rheumatischen Erkrankungen, zu Blasenkatarrhen und dergleichen neigen, sorglich hüten.

Die Müdigkeit und die mannigfaltigen seelischen Verstimmungen, die der Frühling mit sich bringt, und die in unserem Gemüt wie der April bald düsteres Gewölk, bald lachender Sonnenschein aufkommen lassen, sind der Ausdruck einer Krise, die unser Körper um diese Jahreszeit durchzumachen pflegt. Dagegen hilft am besten eine allmähliche und vernünftige Umstellung in der Ernährung. Die heutige Medizin faßt nämlich alle diese Störungen als „Mangelkrankheiten" auf, hervorgerufen durch unsere zum Teil durch die lange Winterszeit bedingte, unzweckmäßige und vitaminarme Kost.

Deshalb mögen unsere Hausfrauen den Küchenzettel dem Frühling anzupassen suchen. Das erste grüne Gemüse, der erste Schnittlauch, die ersten Radieschen, frische Mohrrüben, der erste Spargel u. a. m. sind hierfür besonders geeignet. Was diese frühlingshaften Leckerbissen mehr kosten, das kann man gut und gern am Fleisch- und Fettgenuß im April einsparen.

Schließlich und nicht zuletzt sei auf den hohen gesundheitlichen Wert von Licht und Luft hingewiesen, denen wir ungehinderten Zutritt zu unseren Wohnungen gewähren sollten und die wir auskosten mögen auf Frühlingswanderungen durch Wald und Flur.

Dr. E. K.

Sensationelle Erfolge der Krebsforschung

Krebs eine Stoffwechselkrankheit. — Krebs sofort erkennbar.

Auf dem Gebiete der Krebsforschung ist, wie wir nach zuverlässiger Information erfahren, in diesen Tagen ein neuer wichtiger Fortschritt erzielt worden, dem nach Meinung maßgebender Ärzte sensationelle Bedeutung zukommt. Mehrere Hamburger Wissenschaftler haben in dem unter Leitung von Dr. Dannmeyer stehenden Institut für physikalisch-biologische Lichtforschung die Forschungsarbeit über die Krebskrankheit zu dem Ergebnis geführt, daß es heute auf dem Wege der spektroskopischen Methode auf physikalisch-chemischer Grundlage gelingt, in dem verhältnismäßig kurzen Zeitraum von 70 bis 80 Stunden aus sechs verschiedenen Proben fast immer zu erkennen, ob ein Mensch, dessen Blut auf diese Weise untersucht wurde, an Krebs erkrankt ist. Die Erkrankung spiegelt sich gegebenenfalls in allen diesen Proben wieder. Aber damit ist das Ergebnis der Forschung noch nicht erschöpft. Die durch diese Methode errechneten Kurven für Fettsäure und Krebs sind einander absolut gleich. Und daraus zieht die Forschung den Schluß, daß der Krebs eine Stoffwechselkrankheit ist. Sowohl das erste wie das zweite Ergebnis hat also wesentlich Neues gebracht und könnte die Krebsbekämpfung in weitere neue Bahnen leiten. Der Forschungsarbeit wurde, wie wir hören, die ganze Zeit über von der gesamten medizinischen Welt das allergrößte Interesse entgegengebracht, ja sie wurde sogar von Zeit zu Zeit unterbrochen, um ausländischen Ärzten Gelegenheit zu geben, sich zu den Ergebnissen, die jeweils erzielt wurden, zu äußern. So waren Regierungsvertreter und Abgeordnete der Gesundheitsbehörden aus England, den Vereinigten Staaten von Amerika, aus Rußland und Südamerika, aus Frankreich und Italien ständig Gäste des Instituts, um an Hand praktischer Experimente die verblüffenden Resultate der Forschungsarbeit nachzuprüfen.

Frühjahrskuren.

Wenn die Natur sich erneut und verjüngt, dann regt sich auch im Menschen das Bestreben, für Seele und Leib neue Kräfte zu gewinnen. Dem natürlichen Drange folgend, strebt der Mensch dem Licht entgegen, ins Freie hinaus, in Wald und Feld, um seinem Freiheitsdrange zu genügen. Aber Überlegung und Tradition haben den unbestimmten Drang in bestimmte Formen gebracht und ein wirkliches System von sogenannten Frühjahrskuren entwickelt, die den Zweck der Erneuerung des Körpers am vorteilhaftesten erfüllen.

Diese Kuren entstammen dem Mittelalter. Sie sind aus der Tiefe des Volkes entstanden und entbehren nicht eines gewissen mystischen Beiklanges. Die moderne Heilkunst hat auch aus diesem Zweig der Volksmedizin den guten und nützlichen Inhalt erkannt und sich zu eigen gemacht, nur müssen die Frühjahrskuren von heute persönlicher zugeschnitten sein als im Mittelalter, und jeder wird das zu ergänzen suchen, was ihm besonders im Winter gefehlt hat.

Für alle ist die beste Frühjahrskur das stundenlange Wandern in Wald und Feld, wobei die Kleidung so beschaffen sei, daß sie dem Lichte möglichst Zutritt zum Körper gestattet. Bei diesen Wanderungen vergesse man nicht des heilsamen Nutzens tiefer Atmung. Wer im Winter der Pflanzenkost entbehren mußte, der suche durch reichlichen Genuß von Gemüse und Obst sich jetzt schadlos zu halten. Alle mögen auch der Notwendigkeit der Hautpflege durch Waschung und Baden, des Nutzens sportlicher Betätigung, besonders solcher, die im Winter unmöglich ist, wie Rudern, Tennisspielen usw., gedenken.

Wie weit man besondere Kuren durch Abführung, Anregung der Nierentätigkeit, durch Schwitzen für gut hält, das muß in jedem Einzelfall besonders beurteilt werden. „Was dem einen sin Nachtigall ist, ist dem andern sin Uhl." Der beste Rat ist in diesem Fall, sich mit dem Arzt zu besprechen, der ja heute nicht bloß ein Heiler, sondern auch ein Fürsorger ist, und der in unserer Zeit den berufenen Vertreter der persönlichen Gesundheitsfürsorge darstellt. Jeder wolle bedenken, daß der Körper ein unendlich fein arbeitender Mechanismus ist, zu dessen Kenntnis besondere Erfahrung gehört. Es bilde sich niemand ein, daß er seinen eigenen Körper kennt, insbesondere kann er in keiner Weise voraussehen, wie er auf gewisse Eingriffe anspricht. Eine Frühjahrskur mit ungeeigneter Ernährung kann Magen und Darm schwer schädigen, eine Schwitzkur kann dem Herzkranken das Leben kosten, ein Aderlaß kann außerordentlich schwächen und dergleichen mehr. Der Arzt wird den besten Rat geben, der die Persönlichkeit des Kranken von früher kennt, sodaß er ihre Natur und was ihr gemäß, auch wirklich schnell erkennen vermag. Das ist wohl der Hauptgrund, weswegen man allen Menschen empfehlen sollte, nicht erst zum Arzt zu gehen, wenn sie krank sind, sondern sich und die Seinen einem Arzte zu verbinden in Tagen der Gesundheit.

Damit soll die Bedeutung der Frühjahrskuren nicht herabgesetzt werden, allein zu jeder Jahreszeit kann es für den Menschen erwünscht sein, wenn er in seiner Lebensweise einen zeitweisen Wechsel herbeiführt. Solche Kuren des Wechsels der Lebensweise, welche dem Stubensitzer Wanderung, dem Bewohner der Ebene Bergesluft, dem des Binnenlandes Seeaufenthalt verordnen, können wohl in jeder Jahreszeit mit Nutzen verordnet werden, und so hat es ja die moderne Zeit mit sich gebracht, daß immer wechselnde Scharen solcher, die im Wechsel Anregung suchen, wohl in jedem Jahresmonat die Stadt verlassen, daß Winterkuren ebenso oft wie Sommerkuren, Frühjahrs- und Herbstkuren gemacht werden. So ist es wohl verständlich, daß man Obst- und Gemüsekuren im Winter, daß man Bergwanderungen im Schnee machen kann, und daß der Wintersport dem des Sommers gleichwertig erscheint. Aber trotz alledem wird es dabei sein Bewenden haben, daß die kurmäßige Verordnung eines Wechsels der Lebensweise sich besonders nützlich erweisen wird, wenn die Natur selbst das Beispiel des Wechsels gibt.

Wenn im Frühjahr das herrliche Wunder des Ergrünens und Blühens dem Menschen vor Augen tritt, dann fühlt er sich selbst als Kind der Natur. Dann regt sich in ihm der Drang zum Schaffen und zum Verbessern. Dann ist der Rhythmus seines inneren Lebens gesteigert und zugeführten Reizen zugänglich. Indem die Reize der im Frühjahr durchgeführten Kuren die Arbeit der einzelnen Organe anregen, wird durch Kreislauf der Säfte und Wirkung der Nerven auf die inneren Absonderungen eingewirkt, die ihrerseits vom Körperlichen der Seele neue Schwingen verleihen. So wird es wohl dabei bleiben, daß trotz aller Fortschritte und Änderungen der Kultur, auch wenn in unseren Breiten der Winter mancher Schlacken und der Sommer manches Glückes entkleidet wird, das Frühjahr die Zeit der Auferstehung für Leib und Seele bildet.

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 98. Sonntag, 10. April 1932.

Millionärin ohne Geld

Roman von Hans Morgan

(16. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

„Warum will Sie der Geschäftsinhaber nicht wieder einstellen?"

„Ich möchte nicht . . ."

Ein ärgerlicher Blick schoß zu ihr hinüber.

„So, Sie möchten nicht? Es paßt Ihnen nicht mehr da? Und da kommen Sie einfach hierher und denken, es wird sich schon etwas finden!"

„Ich war Zudringlichkeiten von seiten des Gesellen ausgesetzt, die auch die unmittelbare Ursache zu meinem Unfall bildeten!" entgegnete Helga zurückhaltend.

„Ach was, das wird nicht so gefährlich gewesen sein! Weglaufen, wenn es einem paßt und dann kommen und andere Arbeit haben wollen! Das ist so das Richtige!"

Helga Wendhus fühlte das Blut ins Gesicht steigen. Sie bezwang sich.

„Hier, füllen Sie diesen Bogen aus! Aber wahrheitsgemäß und genau! — Wo waren Sie denn vorher?"

„In einem Büro."

„Wie lange?"

„Vier Wochen!"

„Da sind Sie wohl auch wegen Zudringlichkeit irgend eines Menschen weggelaufen?"

Ein Kichern hinter ihr trieb ihr abermals eine Blutwelle ins Gesicht.

Sie ballte die Faust.

„Ja!" antwortete sie kurz und stolz.

„Nur weiter so . . . da werden Sie weit kommen!"

Schnell wandte sie sich ab, die Bogen liegen lassend und schritt dem Ausgang zu. Das Lachen einiger junger Mädchen hinter ihr brannte sich in ihr Blut.

Keine Macht der Welt brachte sie wieder in diesen Raum zurück! Der Mann wußte nichts von ihrem anderen Sein . . . für ihn war sie die Arbeitslose, die kam und hier Hilfe suchte.

Ganz aufgeregt noch kam sie daheim an. Und erzählte Frau Glaser das Erlebte. Die winkte mit einer seltsam müden Bewegung ab.

„Wenn man arbeitslos ist, darf man nicht stolz sein, Fräulein Wendhus, und muß sich darauf gefaßt machen, alles Mögliche über sich ergehen zu lassen!"

„Aber das ist doch unerhört! Man muß ja die Lust zum Leben verlieren, wenn einem das täglich passiert!"

„Es verlieren sie auch viele! Lesen Sie nur die Zeitungen, wieviel Selbstmorde Tag für Tag geschehen . . . aus wirtschaftlicher Notlage heraus!"

„Da sind doch Frauen wie Sie eigentlich zu beneiden, Frau Glaser! Sie haben Ihr Heim, haben einen Mann, der seiner Beschäftigung nachgehen kann, Sie verdienen selber noch etwas dazu, haben Ihr Kind, das Sie erheitert — kurz, Sie haben ja direkt das Paradies, gemessen an jenen Bedauernswerten!"

Frau Glasers Kopf senkte sich tief auf den Mantel, an dem sie gerade die Knöpfe befestigte. Helga konnte das plötzlich blaß werdende Gesicht der jungen Frau nicht sehen, aber in der Haltung des ganzen Körpers war etwas, das sie stutzig machte.

„Ist es nicht so?" fragte sie.

Die trüben, ängstlichen Augen sahen sie an. Mit heimlichen Tränen über der Sklera.

„Es — es könnte so sein!" sagte die junge Frau leise, „wenn — wenn etwas anderes nicht wäre!"

„Nanu, sind Sie nicht glücklich in Ihrer Ehe? Verzeihen Sie die indiskrete Frage. Aber mir schien doch —"

„Mein Mann ist seelengut, er hat mich gern — und ich kann alles von ihm haben, wenn er — nüchtern ist! Aber Sie wissen nicht, Fräulein Wendhus, wie voll Angst ich an jedem Freitag, an jedem Lohntage auf ihn warte. Die ganze Woche hindurch geht es, trinkt er höchstens hier und da einmal ein Glas Bier — aber am Freitag schleppt ihn ein Arbeitskollege in seine Stammkneipe und dann . . .und dann kommt er meist erst spät in der Nacht heim, betrunken — ohne Geld!"

„Mein Gott, das ist ja entsetzlich . . . und das ist schon immer so? Während Ihrer ganzen Ehe?"

„Nein, seit einem halben Jahre erst, seit er in jener Druckerei arbeitet. Früher kam es überhaupt nicht vor — aber dort ist ein Kollege, der ihn so in der Gewalt hat, daß er ihm rettungslos verfallen ist. Er weiß das, die ganze Woche über macht er sich Vorwürfe, wenn er sieht, daß wir ohne meinen Verdienst hungern müßten, er nimmt sich vor, daß es zum letzten Mal gewesen sein soll — und wenn der Freitag da ist, ist es wieder dasselbe. Er ist gutmütig und sehr leicht zu beeinflussen und hat Angst vor — Spott!"

„Weshalb holen Sie ihn dann nicht einfach ab?"

„Ich habe es einmal getan. Da hat ihn der Kollege verspottet, hat ihn Pantoffelheld und so ähnlich genannt — seitdem hat er's mir verboten und — so geht es bergab, ohne daß ich weiß, wie ich's aufhalten soll!"

Sie weinte.

Helga Wendhus saß einen Augenblick lang fassungslos der Frau gegenüber.

Was waren das für Menschen! Tausend und Abertausend seufzen unter dem grauen Zepter der Not und wußten nicht, woher sie die Bedürfnisse des nächsten Tages bestreiten sollten — und hier schufen sich andere ein Qualdasein, wo sie glücklich und zufrieden, sorgenlos und ohne Last leben könnten.

Daß ein Mann das einsah und trotzdem bewußt den Weg ging, der ihm und seiner Gefährtin Leid schaffte, war etwas, das Helga Wendhus nicht verstehen konnte. Sie versuchte, die junge Frau zu trösten, fühlte aber doch gleichzeitig, wie arm an Worten und Kraft die Sprache war, eine solche Not zu bannen.

16.

Mitten in der Nacht wachte Helga auf. Ein Poltern auf dem Korridor ließ sie hochfahren.

Sie lauschte. Und wußte sofort: Glaser kehrte heim: betrunken!

Eine Tür klappte leise. Eine Stimme murmelte und brummte vor sich hin — eine andere Stimme flüsterte ein paar aufgeregte Worte, die sie nicht verstand.

Plötzlich laut und zornig der Mann:

„Was? Stille soll ich sein? Ich soll still sein? Still? Ich werd doch noch in meiner eigenen Wohnung tun und lassen können, was ich will! Halt's Maul! Ich kann tun und lassen, was ich will!"

Leise, flehend, ängstlich die Frau:

„Ja, Männe, das kannst du ja! Aber bedenke doch, es ist spät in der Nacht! Du weckst ja die Leute auf!"

„Was gehen mich die Leute an! Ich bin Herr im Hause, hast du verstanden? Ich bin Herr im Hause!"

Ein Stuhl flog krachend um.

Gleich darauf schrie das Kind.

Ein Schauer überrann Helga Wendhus. Wie furchtbar das war, mit einem solchen Menschen hantieren zu müssen, der nicht wußte, was er tat und sprach! Wenn er sich in seiner Trunkenheit nur nicht dazu hinreißen ließ, das Kind oder die Frau zu schlagen!

Er räsonnierte ohne Pause vor sich hin. Gebrummelt die Worte meist nur, daß sie sie nicht deutlich hörte. Dazwischen immer die angstvoll beschwichtigende, von heimlichen Tränen erstickte Stimme der Frau.

Helga fühlte inniges Mitleid mit ihr und wäre ihr gern zu Hilfe gekommen.

Eine Viertelstunde lang währte die Unruhe da drüben. Dann hatte Frau Glaser den Betrunkenen unter vieler Mühe so weit beruhigt, daß er sich entkleiden und ins Schlafzimmer bringen ließ.

Alles still wieder.

Helga aber lag wach und grübelte nach, ob es denn keine Möglichkeit gäbe, den Mann wieder auf einen vernünftigen Weg zu bringen? Was hatte denn jener Arbeitskollege davon, Glaser immer wieder zum Trunke zu verleiten — wußte er nicht, wieviel Leid er damit über diese kleine Familie brachte? Oder war es eine Mephistonatur, die bewußt zerstören will, weil sie selbst nicht aufzubauen vermag?

Früher hatte Glaser nüchtern und nur für seine Familie gelebt? Konnte man ihn nicht wieder dazu bringen? Vielleicht hatte eine Fremde hier mehr Einfluß als die eigene Frau?

Sie beschloß, bei passender Gelegenheit vorsichtig ein paar ernste Worte mit ihm zu reden.

Am nächsten Tage saß Glaser ihr beim Mittagessen — gegen seine Gewohnheit — schweigsam gegenüber. Er wich ihrem Blick aus. Schämte sich. Und war unzufrieden mit sich. Helga betrachtete das als ein gutes, günstiges Zeichen. Ein Mensch, der sich noch schämen konnte, war nicht unzugänglich.

Als am Sonntag Frau Glaser nach dem Essen in der Küche hantierte, nahm Helga einen Anlauf. Merkte aber, daß es nicht leicht war, mit einem Menschen über seine Fehler zu reden. Sie wußte nicht, wie er es aufnehmen würde.

Einen Ruck gab sie sich, sah zu ihm hinüber und sagte: „Seien Sie mir nicht böse, Herr Glaser, wenn ich mich einmal in Ihre eigenen Angelegenheiten mische. Ich weiß, ich habe eigentlich nicht das Recht dazu, ganz abgesehen davon, daß ich erst ein paar Tage bei Ihnen wohne, infolgedessen ich Sie und Sie mich nicht kennen .... aber Ihre Frau tut mir leid. Gestatten Sie mir eine Frage?"

Ein unsicherer Blick traf sie.

„Ich glaube, ich weiß schon, was Sie sagen wollen, Fräulein Wendhus — fragen Sie nur!"

„Sehen Sie, Herr Glaser, Sie haben eine so nette, reizende Frau, die sich um Sie und um Ihr Kind sorgt. Sie arbeitet mit, freudig und still, um Ihnen die Last etwas zu erleichtern ... sie möchte vorwärts kommen. Wie schön wäre es da, wenn Sie, wie früher, nur ihr und Ihrem Kinde leben würden! Geht es denn wirklich nicht anders?"

Er war verlegen und starrte auf die glimmende Zigarre in seiner Hand.

„Vielleicht hat Ihnen meine Frau schon erzählt, daß ich mich selbst am meisten darüber ärgere, daß ich mich immer wieder herumkriegen lasse. Aber der Kerl, der Theuerkauf, hat eine so verdammte Art, einen zu nehmen ... ich will nicht — und falle doch immer wieder rein. Gerade wie am letzten Freitag. Nur ein Glas Bier wollte ich trinken. Aus dem einen wurden zwei — na, und so weiter! Ich könnte mich am liebsten ohrfeigen!"

„Damit ist es aber nicht aus der Welt geschafft, Herr Glaser. Herrgott, Sie sind doch Mann! Sie sehen selbst, daß Ihre Frau nicht auf die Dauer den Unterhalt aufbringen kann — haben Sie doch Mitleid mit ihr. Wenn Sie wüßten, wie sehr sie das drückt — und wie schädlich das gerade jetzt für sie ist! Denken Sie an Ihre Frau, wenn jener Mensch Sie wieder überreden will ... gehen Sie gar nicht mit, sondern gleich nach Hause. Ihr Glas Bier können Sie doch hier viel ruhiger trinken — und stellen Sie sich einmal vor, wie groß die Freude Ihrer Frau dann ist — und wie Sie sich die ganze Woche über keinen einzigen Vorwurf zu machen brauchen! Lassen Sie den Kerl getrost spotten und höhnen. Er ist ja so arm mit all seinem Spott — Sie aber wissen, was Sie haben!"

Werbend, bittend, brachte sie das alles vor, sah ihn an dabei, als kämpfe sie um ihr eigenes Glück. Man merkte, wie unbehaglich dem Manne zumute war.

„Sie haben ja recht, Fräulein Wendhus — und ich will versuchen —"

„Nein, nicht versuchen, Herr Glaser! Versprechen Sie mir in die Hand, daß Sie am nächsten Freitag sofort nach Hause kommen werden! Sie werden sehen, wie schön das ist! Und ich weiß, daß Sie Ihr Versprechen halten!"

Sie streckte ihm die Hand hin. Er schlug ein.

Nun lenkte sie das Gespräch geschickt auf einen anderen Gegenstand hinüber. Erzählte von ihren Erlebnissen auf dem Arbeitsamt, von ihren früheren Stellungen — ganz offen und zutraulich. Er taute auf und begann davon zu sprechen, wie zufrieden sie tatsächlich früher waren, als er noch nicht in der Alexandrinenstraße arbeitete, noch nicht den Theuerkauf kannte.

Als Frau Glaser aus der Küche kam, fand sie die beiden Menschen lächelnd sich gegenübersitzen. Helga blinzelte ihr heiter zu, um ihr anzudeuten, daß sie glaube, etwas erreicht zu haben. Frau Glasers Mund umlief ein resigniertes Zucken, das vielleicht ein Lächeln sein sollte. Zu oft schon hatte ihr Mann auch ihr versprochen, daß es das letzte Mal gewesen sein solle —

Aber Glaser hielt diesmal wirklich Wort.

Am nächsten Freitag — die Frau saß an ihrer Maschine und suchte vergebens vor der ihr helfenden Helga ihre Unruhe zu verbergen — trat er kurz nach 5 Uhr ins Zimmer. Lachend, heiter und nüchtern. Reichte Helga die Hand, gab seiner Frau einen Kuß und fragte:

„Ist's so recht, Maus?"

Frau Glaser lächelte unter Tränen und sandte einen dankbaren Blick zu Helga hinüber —

(Fortsetzung folgt.)

Neues Hoffen.

Im Sonnenglanze liegt der Tag
Und spürt des Frühlings Nähe.
Die Menschenherzen werden wach.
Sie haben wieder hellen Schlag
Und lösen sich vom Wehe.
Auch mich hat heut' der Sonnenstrahl
Zutiefst ins Herz getroffen.
Nun schmilzt, was sich an Erdenqual
Im Winter sammelt Mal um Mal
Vor gold'nem Frühlingshoffen.

Ernst Bergfeld.

Mr. Pendock läßt was springen.

Von **Hans Natonek.**

Mr. Joe Pendock, ein angesehener Kaufmann in Aberdeen, warf die Zeitung wütend zu Boden. „Wir haben den Rekord erreicht, wir sind als das geizigste Volk der Welt verschrien!" Dabei mußte er, wenn er gerecht war, zugeben, daß dem schottischen Volksstamm eine gewisse Zurückhaltung in Dingen des Geldes nicht abzusprechen sei. Er selbst, Mr. Joe Pendock, hielt sich für ein Muster der Sparsamkeit — aber Geiz? Niemals! Für ihn, den Vorsitzenden des Nationalverbandes für schottische Art und Sitte, war dieses epidemische Auftreten von Witzen und Anekdoten über den schottischen Geiz eine unerträgliche Herausforderung. Wenn er eine Zeitung aufschlug, kicherte ihn ein Schottenwitz an — und er mußte als Wollhändler aus beruflichen Gründen viele Zeitungen aufschlagen. Die Witze umsummten ihn wie lästige Fliegen. Und das Schreckliche war, daß diese Geschichten immer zahlreicher und immer besser wurden. Der Schotte war eine komische Figur der Zeit, eine Art Volksbelustigung geworden; wo er auftauchte, war ein Gelächter. Die Bewohner der Stadt Aberdeen bekamen als Aberdonier einen Ruf wie die Abderiten: sie waren die Schildbürger des Geizes.

Man kann es ja kaum mehr wagen, außer Landes zu reisen, dachte Mr. Joe Pendock ergrimmt; man bekommt das billigste Zimmer angeboten, und wenn man bezahlt, machen die Leute ein unverschämtes Gesicht, als ob sie sagen wollten: Es tut mir sehr leid, Ihnen diesen Kummer bereiten zu müssen. Mr. Pendock war in Geschäften viel unterwegs. In seiner gereizten Empfindlichkeit sah er überall spöttische Mienen. Das beste wäre, zu verleugnen, daß man ein Schotte ist, dachte er. Aber als ein nationalbewußter Mann brachte er das nicht über sich.

Als er eines Tages wieder in Manchester zu tun hatte, stieg er nicht in dem gewohnten billigen Gasthof ab; er ging nicht zu Fuß, sondern nahm einen Wagen und fuhr in das beste Hotel der Stadt. Der Portier las die Eintragung „Mr. Pendock aus Aberdeen" und sagte: „Aber das billigste Zimmer kostet bei uns 10 Schilling, Mr. Pendock." — „Hab' ich Sie danach gefragt?" polterte Pendock. „Geben Sie mir eines für" — er zögerte — „für 12 Schilling." — „Sehr wohl, Mr. Pendock." Der Portier machte große Augen.

Das war der Anfang. Er trainierte langsam, aber zielbewußt; er steigerte seine Ausgaben und bekämpfte heroisch in seiner eigenen Person eine trübe nationale Eigentümlichkeit. Übrigens fand er, daß es ganz schön war, Geld auszugeben. Nur am Anfang tat es ein bißchen weh ... Es war so ungewohnt. Das Handgelenk leistete etwas Widerstand; es hatte noch nicht die Leichtigkeit. Von Manchester brachte er seiner Frau ein Seidenkleid und seinen Kindern Spielsachen mit. Die ältesten Leute im Orte konnten sich nicht erinnern, daß etwas Ähnliches jemals in Aberdeen vorgekommen war. Pendock hat ein großes Geschäft gemacht, sagten die Aberdonier; es ist eine Ausnahme, morgen wird er wieder sparen.

Aber es kam anders. Mr. Pendock wurde von einem seltsamen Ehrgeiz gepackt. Er war nicht reich, nur wohlhabend; er hatte sich ein kleines Vermögen zusammengespart, und sein Herz hing an diesem Schatz. Aber als er nach London fuhr, war er entschlossen, etwas springen zu lassen, und zwar so, daß alle Welt es sehen konnte.

Es muß etwas besonders Auffallendes geschehen, stöhnte Mr. Pendock, damit die schmachvolle Legende vom geizigen Schotten für immer widerlegt wird. Er bestellte im Hotel Ritz ein Sekt-Souper für dreißig Personen. Zwar hatte er die dreißig Personen gar nicht beisammen, und er mußte gelegentliche Geschäftsfreunde und entfernte Verwandte, eingefleischte Schotten, einladen, um die großartige Tafel zusammenzubekommen. Er bestellte für alle Fälle den angesehensten Advokaten und Notar, damit er dem denkwürdigen Fest als Zeuge beiwohne und alles protokolliere. Die Einladungen wurden herausgeschickt, der Saal war gemietet und geschmückt, das Souper bestellt, die Weinfolge festgesetzt, und der festliche Abend kam heran. Aber welche Enttäuschung: Die Geschäftsfreunde bedauerten; in ihrer Absage ließen sie durchblicken, daß sie in diesen schweren Zeiten nicht in der Lage seien, sich an einem einfachen Abendbrot finanziell zu beteiligen. Und das waren keine Schotten, sondern sarkastische Londoner! Sie glaubten dem Mann aus Aberdeen ganz einfach nicht! Die schottische Verwandtschaft kam nur zum Teil, lauernd und vorsichtig; einige hatten zum Ankauf einer billigen Flasche Whisky eine G. m. b. G. gebildet; sie brachten die Flasche gemeinsam an, wobei jeder so tat, als hätte er persönlich die Anschaffung gemacht. Einige kamen überhaupt nicht, weil sie die Unkosten — Fahrt ins Hotel, Trinkgelder usw. — scheuten. Aber ihr Fehlen wurde dadurch einigermaßen ausgeglichen, daß andere wiederum ihre Schwiegermütter und Großonkels mitschleppten.

Eine solche Tafel hatte der festliche kleine Gesellschaftssaal des Ritzhotels noch nie gesehen. Steif, feierlich und abwartend saß jeder vor seiner Tischkarte, und es gab mehr Lücken als Gäste. Das Souper der Dreißig schmolz zusammen zu einem Souper der Zwölf. Aber die Bestellung war nicht mehr rückgängig zu machen. Mr. Pendock, in tadellosem, neuem Frack, war ganz groß. Durch den Geschäftsführer ließ er achtzehn Personen — keinen mehr, bitte! — aus dem benachbarten Muschelsaal, einer kleinen Tanzbar des Hotels, einladen. Statt der achtzehn strömten zweiunddreißig Personen herein. Kleine Tänzerinnen, Kavaliere und andere fröhliche Leute, die sich gern bewirten lassen. Sie waren sehr neugierig auf das Fest des Schotten und auch ein bißchen skeptisch. Zum Überfluß tauchte auch noch eine kleine Jazzband auf. Mr. Pendock war durchaus auf der Höhe der Situation. Ein routinierter Verschwender, der seine Gäste großzügig zu traktieren versteht. Dabei blutete ihm das Herz. Aber er überwand sich und strahlte lächelnd und voller Liebenswürdigkeit. So saß er da, eingerahmt von Kitty und Nelly, die sehr nett zu ihm waren; die Blumenfrau und die Konfektverkäuferin machten große Geschäfte. Was tat der Sekt? Er floß in Strömen. Was taten die Pfundnoten? Sie flogen nur so, daß es eine Lust war für jene, die sie einsteckten. Nicht aber für Mr. Pendock, der mit verzerrtem Lächeln und entsetzten Augen in dieses Chaos starrte.

Bis zum Morgengrauen währte das Fest. Der Mann aus Aberdeen hielt stand wie ein Held, der das einmal Begonnene auch durchführt. Dann wurden die Rechnungen präsentiert, und er schrieb Schecks aus, bis ihm die Augen übergingen. Er hatte fleißig Vorstudien getrieben für seine Laufbahn als Verschwender und Lebemann, der brave Mr. Pendock; nun gab diese nächtliche Orgie seinem kleinen Vermögen den Todesstoß. Als der Notar lächelnd seine übrigens gar nicht übertriebene Liquidation überreichte, war es mit der Nervenkraft und Selbstbeherrschung Mr. Pendocks zu Ende. Er bekam einen Anfall. Er versuchte abzuhandeln; er weigerte sich, zu zahlen. Er beschimpfte den Notar. Er nannte ihn einen Halsabschneider und Winkeladvokaten. Das war zu viel. Der Rechtsanwalt drehte sich um und ging. Mr. Pendock stand da ohne notarielles Zeugnis und ohne das Protokoll, das eine Widerlegung des sprichwörtlichen Schottengeizes sein sollte. Die Gäste hatten sich still davon gemacht. Ein Hochstapler, ein Desraudant, das war zum Schluß ihr Eindruck. Mr. Pendock stand da, ausgeplündert in einem leeren Saal, inmitten der Hufeisen-Tafel, die wüst aussah. Der Kellner brachte seinen Mantel, der Boy öffnete die Tür. Er schwankte hinaus, ohne Gruß und Trinkgeld. „So ein geiziger Filz", knurrten sie hinter ihm her, in der Annahme, es sei ein später, betrunkener Gast. „Ein Mann aus Aberdeen, das sagt alles"; der Kellner zuckte die Achsel.

Auf der Straße begann er zu schreien. „Ich bin ein Schotte, aber nicht geizig! Ich habe in einer Nacht 400 Pfund (8000 Mk.) ausgegeben. Hört, ihr Leute, ein Schotte von altem Schrot und Korn, ein Mann aus Aberdeen, aber nicht geizig!" Ein Schutzmann verwies ihn zur Ruhe. Mr. Pendock brüllte noch stärker und verlangte vom verdutzten Polizisten, er solle ihm bestätigen, daß er sein Geld mit leichter Hand auszugeben wisse, wie irgendein Kavalier der City. Er packte den Schutzmann am Rock. Vor dem Schnellrichter wurde er wegen nächtlicher Ruhestörung und Beamtenbeleidigung zu fünfzig Schilling verurteilt. Der ältere Herr im eleganten Frack weigerte sich, sie zu zahlen. Man führte ihn ins Gefängnis. Dort säße er vielleicht heute noch, hätte man ihn nicht in eine Nervenklinik übergeführt.

„Und alles wegen der lumpigen Polizeistrafe von fünfzig Schilling", sagten die Leute und lachten. „Ein echter Schotte, ein Geizhals aus Aberdeen, ein Aberdonier."

So erging es dem Mann, der auszog, die Legende vom geizigen Schotten zu zerstören, und der dabei sein ganzes Vermögen und den halben Verstand dransetzte. Er wurde selber zur Anekdote vom geizigen Schotten. Es war alles vergeblich. Die Legende ist stärker als die Wirklichkeit ...

Ein Held? Ein Märtyrer? Ein Narr? Von jedem etwas. Er hat sich für eine Idee eingesetzt und um sie gelitten. Aber das Heldische geht im Gelächter unter, und ein Märtyrer, den man nicht ernst nehmen kann, ist nur ein Narr.

Die Hasenpfote.

Kriminalnovelle von **Otto Kander.**

Stephan war seines Zeichens ein biederer Berliner Droschkenchauffeur. Sein Wagen war zwar nicht der neueste und nicht der schönste, der sich vor dem großen Fernbahnhof aufzustellen pflegte, aber bei dem großen Strom von Reisenden, der sich täglich aus den großen Hallen ergoß, kam er allemal auf seine Kosten. Der Wagen gehörte zudem ihm persönlich, war bezahlt und konnte noch manches Jahr laufen und seinen Besitzer nähren. An einem regnerischen Abend war gerade der D-Zug aus Amsterdam angekommen und Stephan kurbelte wie alle anderen seinen Motor an, um bereit zu sein. Ein hoher, schlanker Herr, sichtlich angelsächsischen Gepräges, lotste mit seinem Gepäck auf Stephan zu, der beflissen heraussprang und die Türe öffnete. Der Fremde nannte ein Hotel und Stephan fuhr los. Die Taxe zeigte, nachdem sie am Ziel angekommen waren, 2.50 RM. und der Fremd-

angelte mit der linken Hand verzweifelt in seinen Taschen herum, während er die Rechte krampfhaft in der Manteltasche geballt hielt. Stephan sah dem verzweifelten Bemühen des Fremden verwundert zu.

„Können Sie Ihre rechte Hand nicht gebrauchen?" fragte er teilnahmsvoll.

„Ich kann sie nicht herausziehen", erklärte der Fremde in gebrochenem Deutsch, „denn ich halte in der Tasche eine wundertätige Hasenpfote, die ich nicht verlieren möchte."

„Eine Hasenpfote?" wiederholte Stephan verwundert und belustigt.

„Eine echte Hasenpfote, die mir ein sterbender Nigger vermacht hat. Sie glauben wohl an sowas nicht?"

Stephan schüttelte lachend den Kopf. Sowas Verrücktes! Eine Hasenpfote!

„Ich werde Sie rasch bekehren, mein Lieber. Morgen habe ich noch eine größere Fahrt vor. Gibt was für Sie zu verdienen. Kommen Sie um 9 Uhr wieder hierher. Nehmen Sie diese Hasenpfote und behalten Sie sie bis morgen. Ich wette tausend zu eins, daß Sie dann bekehrt sind. Einverstanden? Hier nehmen Sie die Pfote und geben Sie sie mir morgen zurück. Auf Wiedersehen!"

Stephan sah etwas verdutzt auf das vertrocknete, braune Ding in seiner Hand, das ihm Glück bringen sollte. Er wollte eigentlich dem Mann nacheilen und ihm diesen Mumpitz gleich wieder zurückgeben, aber der Fremde war schon verschwunden. „Na scheen", dachte Stephan und steckte es in seinen Lederrock. „So'n Quatsch."

Es begaben sich nun eine Reihe höchst sonderbarer und erstaunlicher Dinge. Einige Stunden später fuhr Stephan einen Fahrgast nach dem Westen. Die Taxameteruhr zeigte vier Mark. Der Fremde zog einen Hundertmarkschein aus der Tasche und reichte ihn Stephan.

„Nee, soviel kann ich nicht wechseln."

„Wechseln?" wiederholte der feine Herr sichtlich indigniert. „Ich pflege mir auf hundert Mark nie Rest geben zu lassen." Sprachs, verschwand und ließ einen seelisch schwer erschütterten Droschkenchauffeur zurück. Er wollte gerade wieder ankurbeln, als ihn eine Dame anrief, die nach dem Zentrum zurückwollte. Das Resultat war ein weiterer Hundertmarkschein, denn auch die Dame gehörte selbstverständlich zu den Menschen, die sich auf hundert Mark nicht Rest geben lassen.

Stephan schlief in dieser Nacht einen unruhigen Schlaf. Früh schon machte er sich wieder auf den Weg. Er wollte jede Sekunde von der Zeit ausnutzen, die die Hasenpfote bei ihm blieb. Im Stillen und uneingestanden schmiedete er schon Pläne, wie er sich um die Zurückgabe überhaupt drücken könne.

Fester und fester schloß sich seine Hand um die Hasenpfote, als zu den gestern verdienten noch zwei weitere Hundertmarkscheine kamen. Er schwor sich, koste es, was es wolle, im Besitz dieser wundertätigen Pfote zu bleiben. Es durchfuhr ihn daher ein gehöriger Schrecken, als ihn um die Mittagsstunde jemand leise auf die Schulter klopfte.

„Nun?" sagte der fremde Herr, der eigentliche Besitzer der Hasenpfote und lächelte auf eine ebenso aufmunternde wie malitiöse Art.

„Wieviel wollen Sie für die Hasenpfote?" fragte Stephan nach längerem Nachdenken.

„Die Hasenpfote ist mir unverkäuflich", lächelte der Fremde.

„Ich gebe Ihnen 20 Mark. Mehr ist so'n Ding doch nicht wert."

„20 Mark ist etwas wenig, finden Sie nicht?"

„Schön. Also 40 Mark."

Sie einigten sich auf 50 Mark. Stephan bezahlte bar, ihn schwindelte beinahe, daß die wundertätige Hasenpfote wirklich so billig zu erstehen sein sollte.

Der Mann mußte ja keine Ahnung von ihrem wirklichen Wert haben. Als sich der Fremde entfernt hatte, griff er unwillkürlich in die Tasche. Gottseidank, die Hasenpfote war noch da.

„Geben Sie mir die Hasenpfote", sagte plötzlich jemand hinter ihm. Und der Mann, der dies sagte, den kannte Stephan von mancher Fahrt. Es war Kriminalkommissar Tesch. Es war ein Mann, der sehr viel Spaß verstand, außer wenn er keinen verstand. Und er sah jetzt ganz so aus, als ob er keinen verstehe. Stephan gab ihm deshalb zögernd die Hasenpfote.

„Und jetzt, mein lieber Stephan", fuhr Tesch fort, „möchte ich noch die Hundertmarkscheine haben, die sich in Ihrer Brusttasche befinden."

„Was geht Sie mein Geld an", fuhr Stephan ihn an.

„Mich nichts. Aber die Falschgeldabteilung interessiert sich dafür."

Wie im Traume nahm Stephan die Scheine heraus und sah sie an. Jedes Kind konnte sehen, daß sie falsch waren.

„Ja, ja, lieber Stephan, das kommt alles von der Hasenpfote. Kommen Sie übrigens morgen vormittag zu mir. Sie können sich dann bei dem Herrn, dem Sie 50 Mark für dieses wundertätige Amulett gaben, noch persönlich verabschieden. Die Hasenpfote wird er in Moabit bitter nötig haben."

Zahlenwunder.

Spiel mit mathematischen Gesetzen.

Ein besonders merkwürdiges Beispiel für überraschende Zusammenhänge, die zwischen manchen Zahlen bestehen, wird durch die sechsstellige Zahl 142 857 vermittelt, wenn wie folgt gerechnet wird:

142 857 mal 2 = 285 714
142 857 mal 3 = 428 571
142 857 mal 4 = 571 428
142 857 mal 5 = 714 285
142 857 mal 6 = 857 142

Es ist leicht festzustellen, daß sämtliche fünf Ergebnisse nur die sechs Ziffern der Anfangszahl, aber in verschiedener Reihenfolge enthalten!

Rechnen wir weiter, so wird das Ergebnis noch eigenartiger:

142 857 mal 7 = 999 999
142 857 mal 8 = 1142 856

Zieht man von der letzten Zahl die erste Ziffer 1 und die letzte Ziffer 6 zu einer 7 zusammen und stellt sie ans Ende, so steht genau die Anfangszahl 142 857 wieder da!

142 857 mal 9 = 1 285 713

Hier braucht man nur die beiden letzten Ziffern zu addieren (1 + 3 = 4) und erhält so 128 574, also eine Zahl, die ebenfalls nur die Ziffern der Anfangszahl enthält.

*

Eine komische Zahl ist auch die Ziffer 3367. Wird sie mit den Zahlen 33, 66, 99, 132, 165 usw., also mit Zahlen, deren jede um 33 größer ist als die ihr vorangehende, multipliziert, so ergibt das Produkt sechsziffrige Zahlen, die aus sechs gleichen Ziffern bestehen:

33 mal 3367 gibt 111 111
66 mal 3367 gibt 222 222
99 mal 3367 gibt 333 333
132 mal 3367 gibt 444 444

Diese Operation kann bis zu der Zahl 297 fortgesetzt werden, mit der multipliziert man als Produkt 999 999 erhalten muß.

*

Die folgenden Zahlenreihen erhalten ebenfalls eine überraschende Gesetzmäßigkeit:

1 mal 8 und 1 ist 9
12 mal 8 und 2 ist 98
123 mal 8 und 3 ist 987
1234 mal 8 und 4 ist 9876
12345 mal 8 und 5 ist 98765
123456 mal 8 und 6 ist 987654
1234567 mal 8 und 7 ist 9876543
12345678 mal 8 und 8 ist 98765432
123456789 mal 8 und 9 ist 987654321

1 mal 9 und 2 ist 11
12 mal 9 und 3 ist 111
123 mal 9 und 4 ist 1111
1234 mal 9 und 5 ist 11111
12345 mal 9 und 6 ist 111111
123456 mal 9 und 7 ist 1111111
1234567 mal 9 und 8 ist 11111111
12345678 mal 9 und 9 ist 111111111
123456789 mal 9 und 10 ist 1111111111

*

Für gesellschaftliche Zirkel werden ein paar andere rechnerische Probleme Gegenstand großer Verwunderung sein. Es ist zum Beispiel möglich, eine von einem andern heimlich gewählte Multiplikationszahl anzugeben. Man läßt die Zahl 37 mit einer Zahl des Dreier-Einmaleins, also nach Belieben mit 3, 6, 9, 12 usw. multiplizieren und erbittet Angabe bloß einer Ziffer des Produktes. Es ist darauf durchaus kein Kunststück, sofort die Zahl zu nennen, die für die Multiplikation gewählt wurde. Ist nämlich die gestellte Bedingungen erfüllt worden, so muß das Ergebnis stets ein Produkt von gleichen Ziffern sein. Eine dieser Ziffern multipliziert man mit 3 und erhält auf diese Weise die Zahl, mit der der andere multipliziert hat. Ein Beispiel mag die Erklärung erhärten. Wir multiplizieren 37 mit 27. Das Produkt ist 999. Neun mal drei gibt aber 27, eben die zu erratende Zahl.

Es ist auch möglich, die Endziffer einer geheimen Multiplikation und Addition anzugeben. Man läßt zu diesem Zwecke aus der Zahlenreihe 1 bis 20 mit Ausnahme der 11 eine beliebige Zahl im Geheimen mit 9 multiplizieren und sodann die einzelnen Ziffern des Produktes zusammenaddieren. Das Ergebnis der Multiplikations- und Additionsaufgabe muß stets 9 sein. Ein Beispiel: 7 mal 9 gibt 63; 6 und 3 = 9.

Verantwortlich für die Schriftleitung: F. Günther in Wiesbaden. — Druck und Verlag der L. Schellenberg'schen Hofbuchdruckerei in Wiesbaden.